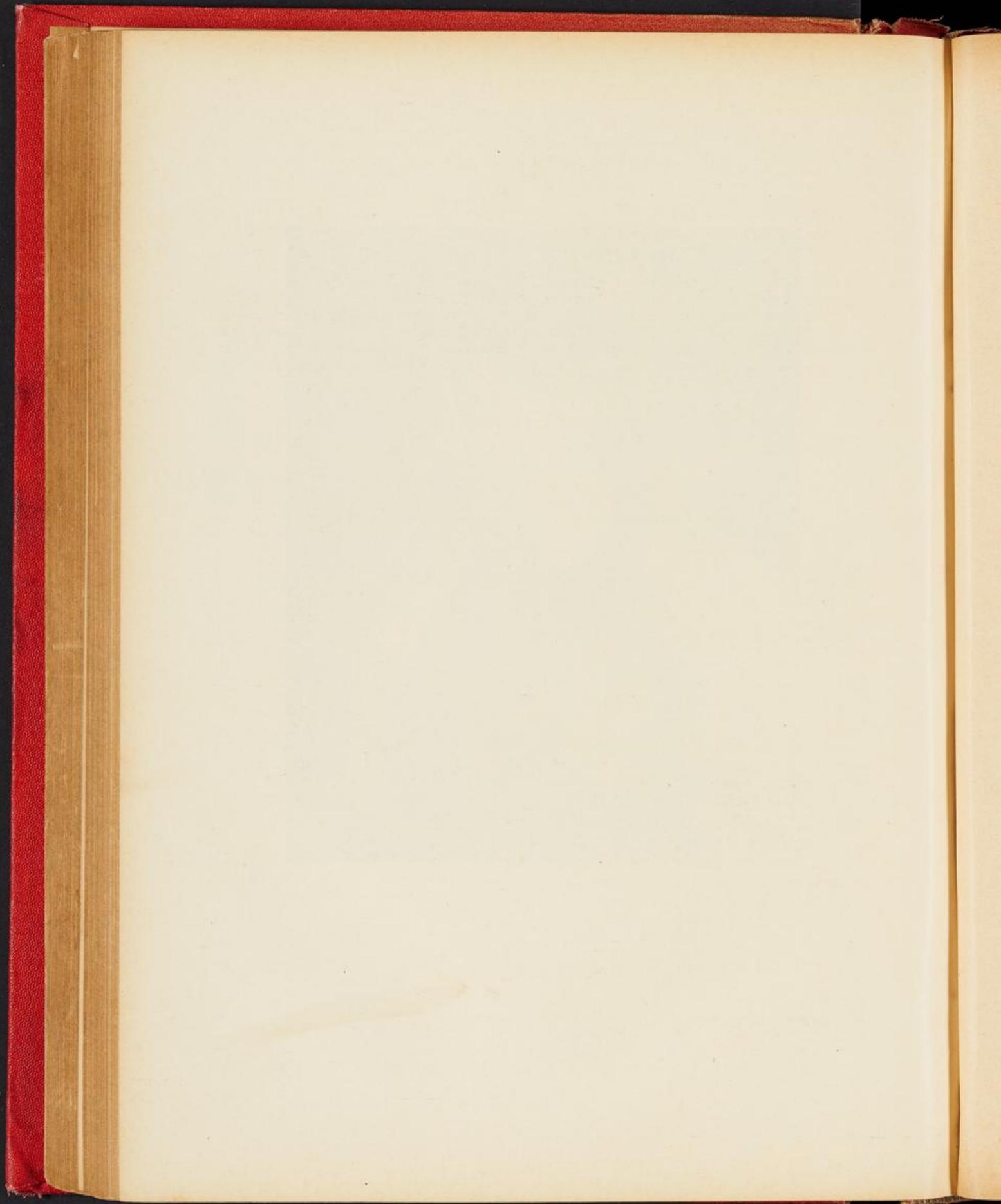




STUDIENKOPF

von F. von Defregger.





Sur Sonnenhöhe.

Novelle von A. Müller von Brandenburg.

Alle Rechte, besonders auch der Dramatisirung vorbehalten.

Frühling war es. Im Sonnenschein lagen die Berge mit ihren grünen Bäumen, die Wiesen mit ihren Blumen und das kleine, mit Weinreben umrankte Haus am Ende des Dorfes, da, wo die Straße ins Gebirge hinaufzusteigen beginnt, und in der großen Linde vor dem Hause sang ein Buchfink so lustig und vergnügt, als ob es in der ganzen weiten Welt nur eitel Lust und Freude gäbe. Auf diesen Gedanken mußte freilich auch Jedermann kommen, der den jungen Wanderer von städtischer Figur, braunem Gesicht und eleganter städtischer Tracht sah, der soeben die Straße herabstieg und im Gehen ein lustiges Lied halblaut vor sich hinpfeif, um jedoch in dem Augenblick zu verstummen, wo er sich vor dem Häuschen befand, welches er neugierigen Blickes musterte.

„Dies ist das Häuschen, die Linde und die alte Bank,“ sagte er stehen bleibend zu sich selbst, „alles wie sonst; behaglich, gemüthlich, zum Träumen wie geschaffen. Wie das Glück frischer Schulferienzeit weht es mich an und macht mir das Herz höher schlagen, und tausend und aber tausend liebe Erinnerungen erwachen im Angesicht der Stätte, wo mir die schönsten Jugendjahre entschwanden.“ Und von dem Hause fort schweiften seine Blicke nach der anderen Seite, wo die Straße von einem kleinen wohlgepflegten Garten begrenzt wurde. Da öffnete sich geräuschlos die Thür des Häuschens, ein frisches junges Mädchen in halb ländlicher, halb städtischer Tracht, ein Arbeitskörbchen in der Hand,

II. 2.

trat heraus und schien im Begriff, sich auf die Bank unter der Linde niederlassen zu wollen, als sie des Fremdlings ansichtig wurde und plötzlich den Schritt hemmte. „Wer steht denn da,“ sagte sie zu sich selber, „und schaut sich so neugierig um? Das ist — Jesses, das ist er! Endlich! Endlich!“ und in demselben Augenblick eilte sie die wenigen Stufen vor der Thür herab, lief auf den jungen Mann in freudiger Erregung zu, als dieser sich umwandte und sie, wie es schien, unangenehm enttäuscht, Halt machte, indem sie halblaut ausrief: „Nein, er ist's nit!“

„Nun,“ lachte der Fremde, „wer bin ich denn nicht, und wer sollte ich von rechtswegen sein?“

Die junge Dame erröthete über und über, während sie gleichzeitig den anderen schärfer in's Auge faßte, als ob sie sich besinnen müsse, wer denn das wäre, und dann lachte sie hell auf, ergriff die Hände des jungen Mannes und rief: „Wahrhaftig, das ist ja der lustige Herr Falk; trotz Bart und kein End' erkenn ich ihn wieder. Grüß Gott, und um alles in der Welt, wo kommt Ihr denn her? Eine Ewigkeit hat man ja von Euch nichts gehört und gesehen. Na, wird der Onkel eine Freud' haben, wenn er heimkommt und Euer ansichtig wird!“

„Das soll mir lieb sein,“ sagte Falk; „es thut wohl, wenn man herzlich willkommen geheißen wird in der Heimath, die man seit acht langen Jahren nicht gesehen hat. Ja, Bärbi, so lange ist's gerade

her, daß ich mich in der Welt umhergetrieben habe, in Asien, in Australien, sogar in Angra Pequena und in Kamerun.“ „Aber was habet's denn da angestellt bei den Wilden?“ fragte Bärbi neugierig; „Gottes Wunder, daß sie Euch nicht aufgefressen haben!“ „Studien habe ich gemacht,“ entgegnete Falk lustig, „als Naturforscher.“

„O Je, als ob's keine Natur gäbe bei uns daheim!“

„Und frische und gesunde, das beweist Ihr mir.“

„Nun sang' Herr Falk nur nicht gleich mit seinen alten Wippen wieder an. Er bleibt doch eine Weile bei uns? Sein Stübli ist noch immer parat.“

„Wenn Ihr und der Onkel Bronker mich nicht fortschickt —“

„Ei, warum nicht gar!“

„Und doch bin ich nicht der Rechte.“ „Er ist's“, hat das Bärbi freudig ausgerufen, und dann ganz traurig: „Er ist's nit! Wen erwartet Ihr denn?“

„Den Conrad,“ entgegnete Bärbi; „er kann jeden Tag kommen, so hat er geschrieben; seit fünf Jahren ist er nicht mehr heimgelommen, und da könnt Ihr doch wohl denken, daß dem Onkel das Herz schlägt —“

„Und dem hübschen Bärbi erst recht,“ ergänzte Falk, „aber weshalb ist denn der Conrad volle fünf Jahre nicht ins Vaterhaus gekommen?“

„Es ging nicht,“ sagte das junge Mädchen treuherzig. „Die Zeit brauchte er zum Studiren, denn er soll schrecklich gelehrt worden sein, und das Kleingeld zur Reise konnte er doch auch nicht vom Baume schütteln. Aber geschrieben hat er jede Woche, und gut und lieb ist er noch, wie immer —“

„Besonders der kleinen Base,“ neckte Falk das Mädchen.

„Sangt Ihr schon wieder an,“ nahm sie das Wortgefecht auf. „Ich weiß gar nicht, weshalb ich deswegen roth werde. Warum sollte ich meinen leiblichen Vetter denn nicht lieb haben?“

Mit großer Geläufigkeit und ersichtlichem Eifer berichtete Bärbi nun Alles, was sie über den Vetter zu erzählen wußte, wie er seine Studien beendet, wie er Referendar und Assessor geworden, wie er bei seinem letzten Besuche es ihr auf die Seele gebunden, für seinen Vater zu sorgen und ihn wohl zu pflegen, und wie er hinzugesügt habe: „Wenn er alt wird und 's Schulmeistern wird ihm zu beschwerlich, und Du bist vom Badfisch zur prächtigen Jungfrau herangewachsen, dann werde ich wohl so weit sein, daß ich für uns alle drei sorgen kann.“ Dem Onkel würde das Unterrichten jetzt allerdings schon etwas sauer, sie selbst sei kein Kind mehr, und schon munkte man davon, daß der Conrad bald Landrichter in der Nähe werden würde.

So plauderte die Kleine alle ihre Leiden und Freuden offenherzig aus, und Falk benutzte manches ihrer Worte, um einen Scherz, eine harmlose Neckerei daran zu knüpfen, bis Bärbi sich plötzlich erinnerte, daß sie noch alle Hände voll zu thun hatte, denn der Onkel müßte bald zurückkommen, und noch war für das Mittagbrot nicht geforgt. Aber heute, das versicherte sie, sollte es auch etwas ganz „Extras“ geben, weil der Onkel einen so lieben Gast hätte, nur müßte sie sich ernstlich ausbedingen, daß er ihr nicht etwa in die Küche folge, sondern er möge sich unter der Linde oder drinnen die Zeit vertreiben, so gut es ihm gelingen wollte; und mit einem zierlichen Knix verschwand Bärbi in der Thür des Hauses. Falk sah ihr wohlgefällig nach. Aus dem niedlichen Kinde, das er vor acht Jahren zuletzt gesehen hatte, war ein reizendes junges Mädchen geworden, das so heiter und zufrieden in die Welt hineinschaute, in dessen Augen ein Himmel von Unschuld und Unbefangenheit blaute und das so allerliebste zu schwärzen verstand, daß Falk unwillkürlich ausrief: „Glücklicher Conrad, dem ein solches treues Herz seine erste Liebe entgegenbringt!“ Unwillkürlich verglich er sich mit seinem Jugendfreunde. Dieser Conrad war doch ein Glückskind. Seine Studien hatte er glänzend absolvirt, eine feste Stellung war er, wie Bärbi erzählt hatte, im Begriff zu erreichen, eine reizende, jugendfrische und hübsche Braut war ihm sicher, und er, Doktor Heinrich Falk, er hatte von alledem nichts; er hatte seine Zeit in der Ferne, bei den Wilden verbracht, hatte keine Stellung, kein Vermögen, stand allein da, hatte kein Herz, das für ihn schlug — und allerlei wunderliche Gedanken stiegen in ihm auf, Träume beschlichen ihn, deren er sich weder erwehren konnte noch mochte. Da plötzlich störten nahende Schritte ihn auf; er sah empor — die Straße herab nahte sich ein Mann mit bleichem, ermüdeten Antlitz, der entweder von der Wanderung angegriffen oder überhaupt kränklich zu sein schien; und im nächsten Augenblick hatte er ihn erkannt.

„Conrad!“

„Heinrich Falk! Du hier? Und von Dir den ersten Gruß an der Schwelle der Heimath! Das nenne ich ein unverhofftes Glück!“ und froh bewegt schüttelte er dem Jugendfreunde die beiden Hände. Aber sogleich fuhr er, fast krankhaft erregt, fort: „Wo ist mein Vater? Er ist doch nicht leidend?“

Falk beruhigte ihn, indem er ihm mittheilte, daß der alte Mann noch in der Schule sei, daß er selbst ihn noch nicht gesehen und daß Bärbi dabei sei, das Mittagbrot zu bereiten, ihm aber den Eintritt in die Küche strengstens verboten habe, daß er sie jedoch trotzdem sogleich herbeiholen wolle.

Conrad hielt ihn jedoch zurück und sagte: „Nein, Heinrich, laß uns noch allein. Ich muß mich erst wiederfinden in der langentbehrten Heimath, und die glücklichste Fügung des Schicksals führte mir gerade den liebsten Freund in dieser Stunde entgegen. Ach, Heinrich, wie geht mir das Herz auf in dieser Lust, im Schatten dieser Zweige, an der Schwelle dieses Häuschens! Kindheitsglück und Jugendträume stehen wieder vor mir auf, und mir ist's, als müßte ich die Brust erst rein baden von den Lockungen der Welt, von dem Reiz des Ehrgeizes, den Sirenenklängen der Eitelkeit, bevor ich vor das Vaterantlitz treten, bevor ich der Geliebten ins Auge sehen darf,“ und müde sank er auf die Bank unter dem Lindenbaum.

Erschreckt hatte Falk ihm zugehört, und mit einem Blicke erkannte er Conrad's Zustand. Der Freund war krank, leidend, vielleicht weniger körperlich, als im Gemüthe, und das bekümmerte ihn tief. Das war der frische, treuherzige, heitere Freund von ehedem nicht mehr; was war nur mit ihm vorgegangen, was hatte ihn so ungewöhnlich zu verändern vermocht?

„Ich begreife Dich nicht,“ sagte er nach einer kleinen Pause. „Ich hatte gedacht, ich würde Dich, das verwöhnte Kind des Glückes, im Glück wiederfinden, und nun scheine ich, der Pechvogel, zufriedener als Du, und mich erwartet doch kein Vater und — keine Geliebte.“

„Mißverstehe mich nicht,“ entgegnete Conrad. „Du kennst meine Jugend, meine bescheidene, glückliche Jugend.“

„Wir saßen auf derselben Schulbank; Deine glänzenden Anlagen, Dein Ehrgeiz trieben Dich, immer der Erste zu sein; ich schob so von Weitem nach. Wenn wir hier unsere Ferien zubrachten, kamst Du nicht von den Büchern fort, und ich fing Schmetterlinge, jecirte Mäuse, stopfte Vögel aus; — Du bekamst eine Prämie nach der andern, während ich oft genug im Career brummen mußte. Nun, das ging vorüber, und ich komme jetzt mit tüchtiger Ausbeute heim von langjährigen Reisen, die freilich mein kleines Vermögen bis auf den letzten Heller verschlangen, aber für meine geringen Ansprüche wird mein Wissen schon Rath schaffen.“

„Eine Stellung an der Universität kann Dir nicht fehlen. Ich habe einigen Einfluß; verlasse Dich auf mich!“

Falk lehnte die angebotene Hülfe dankend ab. Erst wollte er sich in der deutschen Heimath wieder zurecht finden, seine naturwissenschaftlichen Sammlungen ordnen, seine Reiseberichte redigiren und veröffentlichen; nachher wollte er weiter sehen, Pläne machen, abwarten, was sich ihm bieten würde.

„Und Du?“ fuhr er fort, „welche Pläne, welche Aussichten hast Du für die Zukunft? Du bei

Deinem Talente, Deinem Wissen — solltest Du keine glänzende Carrière vor Dir haben?“

„Vielleicht eine zu glänzende,“ erwiderte Conrad seufzend; „man will mich in der Residenz festhalten, der Minister will meine Arbeitskraft nicht missen, man zieht mich in die Gesellschaft, stellt mir eine Zukunft in Aussicht.“

Falk beglückwünschte ihn herzlich, aber Conrad entgegnete kopfschüttelnd: „Das würdest Du nicht sagen, wenn Du die Gesellschaft, die Wege zur glänzenden Laufbahn kenntest. Du gewiß nicht. Dir kann ich es ja gestehen: den armen Schulmeistersohn, der mit Stipendien und Freitischen seine Studien machte, berauschte es, als er sich schon früh plötzlich in den Kreis hineingezogen sah, der ihm so unerreichbar erschien, — aber dann dachte ich meines alten schlichten Vaters, meiner einfachen halbgebildeten Base Barbara —“

„Die würden sich freilich wunderbar ausnehmen in Deinen vornehmen Kreisen — Bärbi zum meist.“

Conrad stand auf.

„Alles“, sagte er, „habe ich von mir gewiesen. Eine bescheidene Stellung hier in der Nähe habe ich mir erbeten; die Residenz und ihre Lockungen will ich vergessen, mit dem Vater will ich leben, an der Seite meines Bärbchens —“ und indem er sich heftig erregt an Falks Hals warf, fuhr er fort: „Ist das nicht das wahre, das einzige Glück? Wie habe ich mich danach gesehnt, und seit ich hier bin, wie tritt es mir doppelt freundlich entgegen! Mein Vater, Bärbi dürfen nicht wissen, daß ich es mir in schwerem Kampfe errang. Aber er ist ausgekämpft, das glaube mir, Heinrich!“

Der Ton, in welchem er dies alles vorbrachte, vermochte Falk nicht zu überzeugen. Je mehr Conrad sprach, je mehr er betonte, daß er diejenigen nicht beneide, die für die vornehmen Kreise geboren und erzogen, mit Leichtigkeit oft das erreichen, was Anderen zu erreichen trotz alles Talentes und trotz aller Arbeit nicht gelingt, desto mehr fühlte Falk, daß der Freund sich nur selbst zu täuschen bemüht war, daß er im Grunde des Herzens ganz anders dachte und fühlte, und daß er keineswegs so resignirt sein konnte, als er erscheinen wollte.

„Ich dachte,“ sagte er deshalb, „auf das, was wir durch eigene Kraft, durch eigenes Verdienst errangen, könnten wir stolzer sein, als auf die Vorzüge, die Geburt und Glück uns unverdient zuwiesen.“

„Du kennst die Welt nicht,“ entgegnete Conrad. „Daß Dir ein Begegniß erzählen, das mir einst die Bohnröthe in die Wangen trieb, und über das ich heute lächle. Vor vier Wochen etwa war ich auf einer glänzenden Soirée bei dem Minister. Ich hatte ein brillantes Musikstück auf dem Klavier

vorgetragen, vielleicht etwas besser als Dilettanten sonst zu thun pflegen, und Alles drängte sich applaudirend um mich. Nur eine Dame, die übrigens mich ganz besonders zu fixiren schien, hatte kein Wort für mich; das reizte mich, ich trat ihr etwas näher, weil ihre Züge mir bekannt vorkamen. Ich hatte mich nicht geirrt; es war Fräulein Meta hier vom Schlosse, mit der ich als Knabe bei meinem Vater den ersten Unterricht erhielt, mit der ich damals oft spielte und musicirte, freilich meistens nur, wenn es ihrer Laune gerade gefiel. Aber ich hing doch an ihr. Seit zehn Jahren hatten wir uns nicht gesehen. Als ich ihr nun an jenem Abend so unerwartet entgegentrat, als ich einen Zug des Kummer's in ihrem Gesichte zu bemerken glaubte, da trat Kinderzeit und Jugendfreundschaft mir lebendig wieder vor die Seele, und vergessend, wie lange Zeit inzwischen vergangen war, rief ich freudestrahlend: »Meta, Du hier?!« und streckte ihr beide Hände entgegen. Sie wurde roth bis über die Ohren, ergriff meine Hand nicht und sagte: »Ich freue mich, mein Herr, daß Sie Ihr schönes Talent trotz Ihrer Studien nicht vernachlässigt haben.« Kurz wandte ich mich ab und hörte nur noch, daß sie auf die Frage, woher sie mich kenne, gleichgültig erwiderte: »Er ist der Sohn unseres alten Schulmeisters im Dorfe.«

Soeben wollte Falk dem Freunde antworten, als Bärbi wieder in der Thür erschien und nicht wenig überrascht war, ihren Vetter in seiner Gesellschaft zu finden. Jubelnd flog sie an seinen Hals, betrachtete ihn wohlgefällig und liebteste ihn, während Conrad sich das alles mit einer gewissen Verlegenheit gefallen ließ und nichts weiter als »mein gutes Bärbele« zu erwidern wußte, indessen diese vor Freude bald lachte, bald weinte und sich vor Falk entschuldigte, daß sie sich gar nicht vor ihm schäme, sich »so zu haben«. Endlich fiel es aber auch dem einfachen Landkinde auf, daß Conrad so einsilbig war und Falk nicht mehr so lustige Reden führte wie sonst, und betroffen fragte sie nach dem Grunde ihres Verhaltens.

»Ja, was habt Ihr denn?“ rief sie, »weshalb redet Ihr kein Wörtchen? Freilich, wenn zwei so gelehrte Freunde zusammen kommen, da vergessen sie gleich die ganze Welt —“

»Und wir haben doch nur von Ihnen gesprochen,“ unterbrach sie Falk, um das arme Mädchen von ihren Gedanken abzulenken, was ihm freilich kaum gelungen sein würde, wenn nicht zufällig die Erinnerung an das auf dem Feuer befindliche Mittagessen sie wieder in die Küche gerufen hätte.

Conrad athmete erleichtert auf, als sie verschwunden war. »Ist das wirklich meine Bärbi?“ fragte er.

»Ist sie nicht das schmuckste Mädel und das beste Herz auf der Welt?“ entgegnete Heinrich.

»Aber wie ganz anders stand sie vor meinem Gedächtniß,“ bemerkte Conrad. »Ja, ja, ich muß mich erst wieder in die Heimath finden.“

Falk erschrak über diese Worte; dann nahm er sich vor, dem Freunde ernstlich ins Gewissen zu reden, und ermahnte ihn, mit sich zu Rathe zu gehen, sich selber klar zu werden, sich nicht in unnützem innerem Kampfe aufzureiben, sondern, so oder so, seine Zukunft zu entscheiden.

»Wenn Du das Mädchen siehst mit dem blühenden Frühling im Blick, mit dem ganzen Herzen auf den Lippen und sie Dir gehört, kannst Du noch fragen, wo das Glück ist?“

»Du hast recht,“ rief Conrad erregt, »und doch, doch —“

Bärbi unterbrach ihn, aus dem Fenster rufend, daß der Dunkel soeben herannah, und bat, die beiden Männer möchten vorläufig hinter den Bäumen sich verbergen, damit der alte Mann nicht durch den plötzlichen Anblick des Sohnes erschreckt würde, bevor sie ihn auf Conrad's Anwesenheit vorbereitet hätte. Sie gehorchten, wenngleich Conrad in seiner Erregung nur widerwillig; Barbara trat heraus und empfing den Alten mit freundschaftlichen Worten, daß er gerade heute so lange geblieben, wo sie einen Gast zu Mittag haben würden. Nun sollte er rathen, wer der Gast wäre, nicht aber gleich an seinen Conrad denken; und als der Schulmeister durchaus nicht herausfand, wer der Besuch wohl sein könnte, nannte sie ihm triumphirend Falk's Namen, worüber der Alte eine herzliche Freude empfand. In diesem Augenblicke trat Heinrich auch schon aus seinem Versteck hervor und wurde von dem alten Bronker herzlich begrüßt.

»Die Freude hätte ich mir nicht träumen lassen,“ sagte Bronker lachend.

»Und doch ist's noch gar nichts,“ rief Bärbi vergnügt, »mit dem Herrn Falk, das wär' noch gar nicht der Rede werth. Es kommt besser, noch viel besser. Was giebt mir der Dunkel, wenn ich ihm den Conrad auch daher schaffe, da, an den nämlichen Platz? Sehen Sie wohl,“ fuhr sie zu Heinrich Falk fort, »kaum hört er den Namen, und er ist fast närrisch vor Freude! Na, Dunkel, erschrick nur nicht, da ist er, der Conrad.“ Und im selben Augenblick lagen Vater und Sohn sich in den Armen zur großen Genugthuung Bärbi's, die sich mit der Schürze vor Nührung die Augen wischte, dann aber, als die beiden in das Haus gingen, in die Küche eilte, um das Tischzeug zu holen, da man in aller Eile beschloß, draußen unter der Linde das Mahl einzunehmen.

Falk, der draußen allein blieb, fühlte sich etwas vereinsamt. Vater und Sohn hatten mit sich zu

thun, genügten einander, Bärbi hatte fast nur für jene noch Augen und Sinn, und das war ja natürlich. So machte er denn, ohne es zu wissen oder zu wollen, ein trübes Gesicht, und Bärbi's scharfe Augen entdeckten das bald, als sie mit dem Tisch-tuche wieder in's Freie trat. Mit komischer Angst bat sie ihn deshalb, doch wieder seine „alten Späße“ zu machen, „daß wir nicht dasigen an dem Glückstag, wie die Delgöben.“

Heinrich, der sich schnell eine vergnügte Miene anzunehmen bemühte, wollte soeben auf ihre Bitte antworten, als er durch das Erscheinen von zwei Personen unterbrochen wurde, welche die Straße heraufkamen und gleich darauf herantraten. Eine junge Dame, deren schlanke, elegante Figur vor-trefflich mit einem hübschen Gesichte harmonirte und die in ihrer geschmackvollen Promenaden-Toilette entzückend ausah, war die erste dieser Personen, die andere ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, dessen Neuzere den blasirten, frühzeitig alternden gedenkhaften Jüngling einer jeunesse dorée verrieth, die da glaubt, daß das Leben ein Vergnügungslocal sei und sie selbst in diesem Saale vor allen andern ein ganz besonderes Privilegium habe.

Mit herablassendem Kopfnicken begrüßte die junge Dame Bärbi, welche den oberflächlichen Gruß mit tiefen Knien erwiderte, und fragte, ob der Schulmeister daheim wäre, zugleich das Mädchen beauftragend, ihn davon in Kenntniß zu setzen, daß ihr Klavier verstimmt wäre.

„Sogar horrible,“ schnarrte der junge Herr, Franz von Wenkenstern.

„Und da wir heute Abend Gesellschaft bei uns sehen, etwas musciren wollen,“ fuhr das Fräulein fort, „so bitte ich Herrn Bronker gleich auf's Schloß zu kommen und das Instrument zu stimmen.“

„Zawohl, gnädiges Fräulein Meta,“ entgegnete Bärbi. „Aber der Dunkel ist soeben erst nach Hause gekommen, hat noch nicht gegessen, und dann, wenn's nicht gerade heute sein müßte —“

„Gerade heute muß es sein, auf der Stelle muß es sein; sagen Sie das nur, mein schönes Bärbchen, dem alten Pauker, dem Schulmeister,“ bemerkte der junge Herr und versuchte Bärbi dabei in die Wangen zu kneifen, die ihm jedoch geschickt auswich, während Meta ihm nicht bloß diese Unart durch einen strafenden Blick verwies, sondern, um seine unpassenden Worte wieder gut zu machen, ausdrücklich zu Bärbi betonte, daß sie Bronker's Erscheinen als eine Gefälligkeit ansehen würde. In diesem Augenblick trat Bronker selbst aus der Thüre, und, da er Meta's letzte Worte noch gehört hatte, bat er um Entschuldigung, daß er nicht sogleich kommen könnte.

„Ach was,“ schnarrte Franz, „machen Sie nur

keine unnützen Schwierigkeiten, Alterchen. Wir bezahlen Sie ja —“

„Mein Sohn ist soeben angekommen,“ sagte Bronker, ohne auf den trefflichen Jüngling weiter zu achten oder ihm ein Wort zu erwidern, „und nach fünfjähriger Trennung habe ich ihn kaum begrüßt. Da ist er selbst.“

Conrad war aus dem Hause getreten; als Meta ihn erblickte, zuckte sie unwillkürlich zusammen und rief seinen Namen.

„Ach, das gnädige Fräulein,“ sagte er, sich höflich, aber kalt verbeugend. „Gnädige Baronesse entsinnen sich meines Namens noch. Ich glaube wirklich, Sie hätten ihn längst vergessen.“

Meta erblickte; aber schnell bezwang sie sich, und mit den Worten: „Seien Sie mir gegrüßt in der Heimath, Herr — Conrad,“ streckte sie ihm ihre kleine, zierliche Hand entgegen.

„Ich danke Ihnen, Fräulein — Meta,“ entgegnete Conrad, ohne ihre Hand anzunehmen.

Dem Better Franz wurde die Situation unbehaglich. Bronker und Fall schienen seine Anwesenheit gar nicht bemerken zu wollen, Bärbi hielt sich scheu in der Entfernung und Conrad war, wie es ihm vorkam, gegen Meta von einer geradezu verletzenden Gleichgültigkeit, als ob er gar nicht wüßte, welche Devotion man Leuten aus dem Geschlechte derer von Wenkenstern schuldete. Deshalb suchte er der peinlichen Scene ein Ende zu machen.

„Komm, Cousine,“ sagte er, verlegen seinen dünnen Schnurrbart drehend, „wenn der Alte nicht will, vielleicht übernimmt es dann der Herr Conrad, den Klappertasten in Ordnung zu bringen. Ich entsinne mich, daß er sich früher darauf verstand. Vielleicht spielt er uns auch heute Abend einige Stunden zum Tanze auf.“

Conrad hörte den Jüngling schweigend an. Meta, welche fürchtete, daß das Unpassende in Franzens Rede Conrad zu einer heftigen Entgegnung reizen würde, suchte einzulenkten, indem sie sich freundlich an Bronker wandte und ihm bemerkte, daß sie allerdings einsehen, daß sie heute ihn nicht in Anspruch nehmen dürfte. Dann wandte sie sich an Conrad, und ihm noch einen Schritt näher tretend, begann sie: „Lieber Herr Conrad —“

„Aber Cousine, welche Umstände —“ unterbrach der Better sie.

„Mein Better Franz weiß nicht, wen er vor sich hat,“ nahm Meta jetzt schnell das Wort, „er würde sonst nicht daran gedacht haben —“

„Er weiß, daß ich der Sohn des Schullehrers hier im Dorfe bin,“ unterbrach sie Conrad, „weiter wußten Sie ja auch nichts von mir, als wir uns das letzte Mal begegneten. Er fordert mich auf, Ihr verstimmtes Klavier in Ordnung zu

bringen, dasſelbe haben Sie ja auch von meinem Vater verlangt, und was man dem Vater zumuthet, wird doch für den Sohn keine Beleidigung ſein.“

Der alte Bronker, der die wachſende Erregung Conrad's bemerkte, ſuchte ihn an weiterer Rede zu hindern, aber dieſer ließ ſich nicht zurückhalten.

„Endlich,“ ſo fuhr er fort, „fordert er, ich ſoll ihm zum Tanze aufſpielen. Nun, den Ton hat mir der junge Mann angegeben, und es könnte Nath dazu werden.“

„Was ſoll das heißen?“ fuhr Franz auf.

„Um Gottes Willen, Vater Bronker!“ rief Meta ängſtlich.

Der Alte ergriff den Arm ſeines Sohnes und zog ihn einen halben Schritt zurück.

„Conrad,“ ſagte er, „ich hatte Dir befohlen, nichts mehr zu ſagen, und Du haſt vergeſſen, daß Dein Vater Dir befohlen hat, haſt vergeſſen, daß das gnädige Fräulein mich und mein Haus ſtets mit Freundlichkeiten überhäuft hat, daß ich ihrem Vater dieſe Stelle, mein Brot, die Mittel zu Deiner Exiſtenz verdanke.“

Conrad's Bruſt arbeitete heftig. Man ſah es ihm an, wie ſchwer er innerlich mit ſich ſelber kämpfte, ſeinen Born zu unterdrücken. Aber es gelang ihm.

„Du haſt eben das Schwerſte von mir verlangt,“ ſagte er, „aber Du wirſt ſehen, daß ich Dein gehorſamer Sohn bin.“

„Gehen Sie, liebes, gnädiges Fräulein,“ ſprach Bronker, ſich wieder an Meta wendend, „ich folge Ihnen ſogleich, oder noch beſſer, ich begleite Sie ſofort.“

Franz zuckte die Achſeln, maß mit einem verächtlichen Blicke Conrad und mit den Worten: „So viel Lärm um ein paar zerriffene Saiten!“ folgte er ſeiner Couſine, welche in hoher Erregung mit Bronker voranſchritt und den Weg zum Schloſſe einſchlug.

„Herr Gott, da geht der Dunkel hin, ohne Hut, ohne Stock in der Heidenhige und den Schloßberg hinauf,“ rief Bärbi. „Ja, wenn ich nicht an alles dächte!“ Damit lief ſie in das Haus, holte ſchnell des Alten Hut und Stock und eilte ihm dann ſinken Fußes nach.

Ohne noch ein Wort zu ſagen, hatte Conrad biſher dageſtanden. Jetzt wandte er ſich ruhig, aber mit blaſſem Antlitze an Falk, der ein ſtummes Zeuge der Scene geweſen war, die ſich ſoeben abgeſpielt hatte.

„Du haſt gehört, Heinrich,“ ſagte er.

„Schlag' Dir's aus dem Sinn,“ entgegnete der Angeredete. „Was geht Dich die ganze hochmüthige, vornehme Sippſchaft an.“

Conrad ſchien Falk's Worte gar nicht zu hören.

„Und mein Vater,“ fuhr er fort, „der mich mehr demüthigte, als ſie; und die Baſe, die es nicht einmal verſteht, wie ſie mich kränkten! Und was iſt's, worauf ſie trogen, womit ſie glauben, ſich über uns erheben zu können! Rang — Geld — Macht! — — Iſt das unerreichbar? O, Heinrich, wenn ich ihnen zeigte, daß ich, der verachtete arme Schulmeiſtersſohn das Alles haben könnte aus eigener Kraft, wenn ich wollte! Die Kraft fühle ich in mir; ich brauche nur das Glück, das alles Das in ſeinem Füllhorn trägt.“

Ruhig legte Heinrich ſeine Hand auf des Freundes Schulter:

„Laß Dich nicht hinreißen, Conrad, von der Erregung des Augenblickes,“ bat er ihn freundlich, „denke an Deinen Vater, an das Glück der Häuslichkeit, das Dir vor einer Stunde noch ſo lockend erſchien!“

„Nein, Heinrich,“ erwiderte Conrad feſt, „ich fühle es: die Idylle des Vaterhauses iſt mir zuſammengebrochen. Mit anderem Schimmer lockt mich das Glück. Ich bin jetzt entſchloſſen. Auf denn mit ganzer Kraft, mit ganzem Muth auf die Jagd nach dem Glück!“

Falk wollte etwas erwidern.

„Still,“ ſagte Conrad, „kein Wort jetzt. Dort kommt Bärbi zurück.“

Scheinbar in harmloſem Geſpräch gingen die Freunde Arm in Arm in das Haus hinein, gefolgt von dem jungen Mädchen, deſſen Augen mit leuchtendem Blicke auf Conrad haſteten. —

* * *

Unter den prächtigen Häuſern der Florianſtraße, der eleganten der ganzen Reſidenz, zeichnete ſich das Hotel des Miniſters von Hohenberg ganz beſonders durch gediegene Pracht und geſchmackvolle Architektur aus. Es war ein altes vornehmes Gebäude, welches ſeit vielen Jahrzehnten im Beſiße derſelben Familie geweſen und von dem jetzigen Inhaber vor nicht langer Zeit den Erforderniſſen der Gegenwart entſprechend aus- und umgebaut worden war. Die innere Ausſtattung war gleichfalls bewundernswerth, denn der Miniſter beſaß nicht nur ein feines Verſtändniß für die Kunſt und für den Comfort, ſondern auch das Geld, um ſeine Ideen und Pläne zur Ausſührung bringen zu können, denn die Hohenberg zählten zu den wohlhabenderen Familien des alten Adels.

Der Miniſter ſelbſt, ein ſtattlicher Herr gegen das Ende der Fünſziger, galt in der Geſellſchaft als ein liebenswürdiger, kluger und in ſtaatsmänniſchen Dingen ſehr gewandter Mann, der, wie man behauptete, zumal in der lezten Zeit eine hochbedeutende Thätigkeit, Energie und Weiſheit entwickelte, die ihn als einen der hervorragenden

unter den ersten Dienern des Staates erscheinen ließ. Außerdem rühmte man die feine und verbindliche Art, mit welcher Hohenberg mit Jedermann ohne Unterschied des Standes umzugehen wußte, die glänzenden und stets ebenso interessanten als gemüthlichen Dinners, Soupers und Bälle, die er im Verlaufe der Saison zu geben pflegte, und beneidete ihn um seine Tochter, um die als Schönheit überall gefeierte Leonie, deren Geist ihrer Schönheit gleichsam, und die von den jungen Herren der Residenz natürlich umschwärmt wurde.

In dem Hause des Ministers herrschte, wie das ja anders nicht zu erwarten war, ein lebhafter Verkehr, und zu den am häufigsten dort gesehenen Gästen gehörte der junge, in ungewöhnlich schneller Carrière in dies Amt berufene Ministerialrath Bronker. Conrad war seit seinem Besuch vor nunmehr zwei Jahren nicht wieder in der Heimath gewesen, die er damals nach sehr kurzem Aufenthalt verlassen hatte. Enttäuscht und verstimmt war er in die Residenz zurückgekehrt. In der langen Zeit seiner Abwesenheit, in jenen fünf Jahren, wo er vom Vater und von Bärbi getrennt gewesen war, war er innerlich ein ganz anderer geworden; er konnte sich in den einfachen Verhältnissen der Heimath, in den Anschauungen des Vaters und der Base nicht mehr zurechtfinden, seine Interessen waren sozusagen himmelweit von dem entfernt, was die beiden ihm sonst so lieben Personen erregte und bewegte, und diese vermochten ihrerseits wieder seinen Ideen nicht zu folgen.

So hatte sich Conrad denn in der Residenz aufs Neue in die Arbeit gestürzt und von dem Minister, der sein staunenswerthes Talent und seinen unermüdlischen Fleiß zu schätzen und zu benutzen verstand, mit dem vollsten Vertrauen, ja mit dessen Freundschaft beehrt, war er, wie man in der Gesellschaft oft vernehmen konnte, Hohenbergs rechte Hand geworden, dessen politische Erfolge man zum guten Theile auf die Rechnung seines Ministerialrathes zu setzen geneigt war.

Es schien, als ob die angestrengte Thätigkeit Conrads eigentliches Lebenselement war. Er war wieder frisch, gesund, kräftig, und da er auch auf äußerliche Eleganz in weit höherem Maße hielt wie früher, so galt er in den Salons als einer der interessantesten Männer, der nicht nur überall gern gesehen wurde, sondern auch seines lebenswürdigen, männlichen Wesens und seiner Stellung wegen mancher Dame begehrenswerth erschien, ohne daß er jedoch seinerseits irgend eine besonders auszeichnete. —

In dem geräumigen Arbeitszimmer, welches unmittelbar an den Salon stieß, saß Excellenz von Hohenberg in einem bequemen Fauteuil und hörte aufmerksam dem Vortrage des Polizeirathes

Stürmer zu, der mit einem großen Convolut Akten neben ihm stand und sehr eifrig sprach. An einem Arbeitstisch in der Nähe des Ministers saß der Ministerialrath, der gleichfalls den Auseinandersetzungen des Sprechenden mit ungetheiltem Interesse folgte. Endlich erhob sich der Minister.

„Lassen Sie uns hier abbrechen, Herr Polizeirath“, sagte er zu diesem, „meine Zeit ist verstrichen; gerade heute darf ich in der Sitzung der Kammer nicht fehlen.“

„Ich wage Euer Excellenz nicht aufzuhalten“, entgegnete der Angeredete, „doch scheint mir die Entscheidung dringend.“

„Freilich wohl, aber“ — und er wandte sich an Conrad, der ebenfalls aufgestanden war, „Herr Ministerialrath, Sie haben den Vortrag verfolgt, sind von der Sachlage unterrichtet?“

Conrad bejahte.

„So entscheiden Sie in meinem Namen. Ich bin im Voraus einverstanden.“

Stürmer war überrascht. Dieser junge Mann sollte eine so wichtige Sache erledigen; er, der weit ältere Beamte von seiner Entscheidung abhängig sein! Es war geradezu unerhört. Conrad selbst erklärte, durch das Vertrauen seines hohen Chefs beschämt zu sein, da er sich wohl bewußt sei, das selbe noch nicht verdient zu haben und erlaubte sich, die Bitte hinzuzufügen, Excellenz möchte ihm eine so große Verantwortlichkeit nicht auferlegen. Aber Hohenberg wollte nichts weiter hören.

„Falsche Bescheidenheit“, sagte er, „ziemt Ihnen, Ihrem Talente, Ihrem Fleiße nicht. Ich denke, Sie müssen es wissen, was Sie mir werth sind.“

Stürmer biß sich bei diesen Worten auf die Lippen.

„Das weiß alle Welt“, sagte er, unfähig länger zurückzuhalten und auf die Gefahr hin, sich von seinem hohen Vorgesetzten einen ernstlichen Verweis zuzuziehen; man nennt den Herrn Ministerialrath den Günstling Euer Excellenz; man schreibt ihm das Verdienst kühner politischer Erfolge zu; man drängt sich an ihn; nur durch ihn, sagt man, findet man den Weg zu Euer Excellenz Ohr. O, es müssen in der That große Verdienste sein, die ein solches Vertrauen rechtfertigen.“

Hohenberg blickte den Sprechenden ruhig an; doch schien eine Wolke über seine Stirn zu fliegen, und eine leichte Verstimmung war an ihm nicht zu verkennen, als er mit der Hand winkend entgegnete:

„Genug, Herr Polizeirath! Lieber Bronker, Sie tragen mir die Sache wohl noch einmal vor. Ich möchte die letzte Entscheidung mir doch vorbehalten. Uebrigens lassen Sie sich nicht verstimmen vom Gerede der Menschen. Wer kann ihm entgegen? Das weiß ich am besten. Mag man Sie immerhin meine rechte Hand nennen, das,

denke ich, wird Sie nicht verletzen und mich" — und seine Miene wurde noch ernster — „mich freut es. Auf Wiedersehen, meine Herren!“

Mit diesen Worten verließ er, obenhin grüßend, das Zimmer. Bronker und Stürmer blieben allein zurück, und letzterer murmelte zwischen den Zähnen einige unverständliche Worte von gefährlichem Einflusse dieses jungen Mannes, von der Nothwendigkeit, ihn von dem Minister so oder so zu entfernen.

Der Ministerialrath blätterte schweigend in seinen Akten.

„Nun, Herr Ministerialrath,“ begann Stürmer nach einer kurzen Pause, „wenn der Herr Minister selbst Sie seine rechte Hand nennt —“

Conrad unterbrach ihn lebhaft: „Hyperbell!“

„Sie haben recht. Wenn er noch seinen Kopf gesagt hätte. Wer ist es denn, der arbeitet, seinen Geist, seine Feder hergiebt, kühne, energische Pläne entwirft? Sie, Herr Ministerialrath. Wer hat die Anerkennung, die Stellung, die Orden dafür? Seine Excellenz, der behaglich, mühelos an reichbesetzter Tafel sitzt, während Sie Ihre Nächte opfern. Und was läßt er Ihnen von dem Ruhm Ihres Geistes, Ihres Fleißes?“

„Nicht weiter, Herr Polizeirath. Excellenz überhäuft mich mit Freundlichkeit, Wohlwollen und Vertrauen.“

„Er weiß, weshalb er es thut.“

„Er behandelt mich fast wie einen Freund.“

„Zawohl. Er führte Sie ein in die Gesellschaft. Sie müssen durch Ihr musikalisches Talent seine Soiréen illustriren, er schmückt sich mit dem Glanze des Protector's, ja, er prahlt damit, daß er Sie seinen Freund nennt. Eitelkeit der Hochstehenden, die mit Herablassung prunkt. Ich wünsche Ihnen, daß Sie niemals erfahren, wie schwach, wie unhaltbar das alles ist.“

„Ich habe dem niemals einen höheren Werth beigelegt, als den des Augenblicks.“

Der Polizeirath lächelte eigenthümlich. Er konnte und wollte das nicht glauben. Aber er mußte klar sehen, mußte genau erfahren, wie der junge Mann eigentlich dachte, er mußte wissen, wie man mit ihm dran war, wieweit man auf ihn zählen konnte. Er begann also aufs Neue:

„Und dafür begnügen Sie sich, für ihn zu schaffen und zu denken? Wohl Ihnen, daß Ehrgeiz Ihnen fremd ist. Wenn Sie für sich thäten, was Sie jetzt für einen Andern thun, welchen Platz könnten Sie einnehmen, wie anders würde Ihr Name weit über die Grenzen unseres kleinen Landes hinaus genannt werden. Diese Vornehmen würden Ihnen immer ihre Geburt vorwerfen. Sie gebrauchen Sie, aber sie würden Sie nicht neben oder gar über sich dulden. „Ich will mir doch die letzte Entscheidung vorbehalten“ — sagte er

nicht so? Sie denken, arbeiten, wagen — dann nicht er mit dem Kopfe und damit ist Ihr Genie, Ihr Fleiß, Ihr Muth fein. Und wenn dies oder jenes mißlingt — einen Sündenbock müssen sie ja doch haben. — — Aber meine Offenherzigkeit reiht mich hin, und Sie werden dies Alles früh genug selbst erkennen, selbst erfahren. — — Auf Wiedersehen, bescheidenster aller Ministerialräthe!“

Bevor Conrad auch nur eine Silbe zu antworten vermochte, war der Polizeirath verschwunden. Hestig erregt ging Bronker im Zimmer auf und ab.

„Der Unverschämte,“ rief er halblaut, dann machte er plötzlich Halt.

Welche Sprache hatte sich dieser Mann zu ihm erlaubt! Und doch! Je mehr er über Stürmers Worte nachdachte, desto mehr wollte es ihm dünken, als ob der Polizeirath doch manches Wahre gesagt hätte, das sich offen selbst einzugestehen er bisher nur nicht den Muth hatte. Fremde Leute also hatten erkannt, was er selber nicht bemerkt hatte, daß er wie eine Gnade des Ministers Protektion empfing, der doch seine eigene Bedeutung nur ihm verdankte, ihm, der überdies sich noch gar der Excellenz zu Dank verpflichtet geglaubt hatte. Es war ja richtig: Rang und Stellung in der Welt giebt dem Menschen das Genie, der Fleiß, die Kraft. Stand er in diesen Dingen irgendwem im Staate nach? Sollte er nichts erreichen können nur deshalb, weil er der Sohn des armen Lehrers war? — — Die Gunst des Ministers, auf die er bisher so stolz gewesen, drückte ihn jetzt zu Boden. Ja, er wollte auch das Höchste erreichen, aber nur aus eigener Kraft.

„Und die Kraft und der Wille sind da,“ rief er heftig, „ich brauche nur noch den Weg, und der wird sich zeigen!“

Da erschien der Diener und meldete den Herrn Banquier Strauß. Conrad befahl, ihn sofort eintreten zu lassen.

Der Banquier Strauß, ein behäbiger Mann mit klugem Gesichte, erschien in der Thür. Er machte den Eindruck eines Menschen, der sich seiner eigenen Bedeutung, seiner geistigen Fähigkeit bewußt ist und sein Ziel, sei es auf welchem Wege und durch welche Mittel auch immer, zu erreichen versteht.

„Verzeihen Sie, Herr Ministerialrath,“ begann er mit einer tiefen Verbeugung, „wenn ich mir noch einmal erlaube, in der bewußten Angelegenheit zu kommen.“

„Herr Strauß, ich sagte Ihnen gestern schon, daß die Erfüllung Ihres Wunsches nicht in meiner Macht liegt. Der Chef allein —“

Strauß lächelte verschmizt.

„Herr Rath, ich wage Ihnen doch zu wider-

sprechen," unterbrach er Conrad. „Die Bahn, um deren Concessionirung wir petitioniren, ist von der äußersten Wichtigkeit und wird sich außerordentlich rentiren. Das alles habe ich Ihnen nachgewiesen, und ich glaube auch lange genug schon als Ihr gewissenhafter Agent an der Börse für Ihr Interesse so thätig gewesen zu sein, daß Sie mir vertrauen dürfen. Se. Excellenz haben sich um unser Project wenig gekümmert; wir wissen, daß Ihr Einfluß auf seine Entscheidung maßgebend ist. Herr Rath, ich bitte, ich beschwöre Sie, verschaffen Sie uns die Concession zum Bau dieser Bahn. Die bedeutendsten Häuser interessieren sich für die Sache. Der Bau ist des günstigen Terrains wegen billig, der Betrieb nicht kostspielig, der Gewinn sicher; der Gesellschaft liegt Alles daran, das Werk ins Leben zu rufen — wir scheuen keine Mühe, kein Opfer —“

„Diese Andeutung —“ unterbrach ihn heftig der Ministerialrath.

Strauß ließ sich nicht irre machen.

„Verzeihen Sie, ich wollte nicht verletzen. Aber lassen Sie uns offen reden. Wir leben in materieller Zeit, wo jede Stunde Gold ist; und reichlichen Profit aus der Minute schlagen, die Chancen nützen, wo sie sich auch bieten, das ist das Motto unseres Jahrhunderts. Wer sich idealen Träumen ergiebt, Ideen predigt, die das Heute nicht begreift, der schwimmt dem Strome umsonst entgegen und vergift das alte wahre Wort, daß sich Jeder selbst der Nächste ist. Nur Macht giebt Freiheit, und die wahre Macht heißt — Geld! Wer das hat, hat die Welt.“

Conrad schwieg. Das sagte ihm dieser Mann, und gerade in dieser Stunde! Wie ein Verführer trat er an ihn heran, gerade als ob er in seinem Herzen lesen könnte, als ob er wüßte, welche Gedanken ihn nach Stürmer's Weggehen bewegt hatten. Zeigte sich ihm hier etwa der Weg zur Größe, den er zu gehen hatte? Ihm schwirrte es vor den Augen; Gedanke drängte sich an Gedanke in seinem Haupte. Was sollte er diesem Banquier antworten, der lauernd dastand und auf seine Erwiderung wartete?

„Sie sind ein sehr beredter Anwalt Ihrer Sache, Herr Strauß," nahm er endlich das Wort. „Wer strebte nicht nach Ansehen und Macht Das Streben ist dem Menschen angeboren. Aber das Recht —“

„Das Recht? Wessen Recht verletzt die Concession? Wir brauchen sie, Sie können sie uns geben; sie nützt dem Lande, uns bringt sie Gewinn. Nun gut, erweisen Sie uns diesen Dienst — und jeder Dienst ist seines Lohnes werth — wir werden diesen Lohn nicht karglich bemessen. Geld, Geld, Herr Rath, ist Macht.“

Conrad wollte etwas erwidern, aber Strauß war ein viel zu schlauer Geschäftsmann, als daß er jetzt

II. 2.

schon eine entscheidende Antwort des Ministerialrathes, die vermuthlich nicht eben günstig ausgefallen wäre, hätte provociren mögen. Er bat also, Conrad möchte sich die Sache noch einmal gründlich überlegen, er würde nach einer Stunde zurückkehren.

„Sie sehen," sagte er, „ich lasse Ihnen Zeit, sich zu befinden, obgleich ich nur eine Antwort gebrauchen kann und voraussehe, wie diese Antwort ausfallen wird und muß, wenn Sie des Staates und Ihr eigenes Interesse richtig erkennen.“

Mit diesen Worten verließ er den jungen Ministerialrath, der von allem, was er heute nun schon gehört hatte, fast betäubt war. Lange überlegte er: Strauß bot ihm, was er suchte und gebraucht; er durfte nur die Hand ausstrecken, und sie wurde ihm mit Gold gefüllt — und Gold war ja Macht! Aber konnte er den Weg, den man ihm zeigte, gehen; und wenn er ihn ging, würde er ihn auch wirklich an das ersehnte Ziel führen?

Gedankenvoll starrte er aus dem Fenster auf die Straße.

Plötzlich öffnete sich die Thür des Zimmers; Conrad wandte sich um. Es war Fräulein Leonie von Hohenberg, die einzige Tochter seines Chefs, welche sehr heiter und vergnügt in das Zimmer hereineilte.

„Papa, ich muß Dich hören," rief sie lachend, bemerkte aber in demselben Augenblicke, daß nicht ihr Vater, sondern der Ministerialrath in dem Cabinet anwesend war. Sie stußte einen Moment in Verlegenheit, doch schnell wieder gefaßt fragte sie Conrad, wo denn der Vater geblieben wäre, und schmolte ganz reizend, als sie erfuhr, daß derselbe wegen einer wichtigen Sitzung der Kammer schon seit einiger Zeit das Haus verlassen hätte.

„Die Last der Geschäfte, die Eile und die Wichtigkeit —“

„Um des Himmels willen," unterbrach ihn das hübsche junge Fräulein, eine schlanke, elegante Erscheinung, deren helles, leichtes Seidengewand, welches sich eng der Taille anschmiegte, die herrlichste Büste erkennen ließ, „fangen Sie mir nicht auch so an! Ist denn meine Soirée nicht auch wichtig? Ihr Herren denkt immer, das ginge alles von selbst, Sie, Herr Ministerialrath, gewiß zuerst. Aber die Gelegenheit, Sie eines Besseren zu belehren, werde ich nützen. Der Papa ist mir entschlüpft, Hilfe brauche ich, alle Welt nennt sie Papas rechte Hand, und so sollen Sie ihn auch bei den Arrangements meiner Soirée vertreten.“

„Ich, gnädiges Fräulein?"

„Ja, Sie! Und das macht mir ganz besonderen Spaß. Zuerst also, mein verehrter Vice-Papa, wie gefällt Ihnen meine Toilette?"

„Muß ich das sagen?"

„Natürlich,“ rief Leonie lachend; „aber ich wollte nur, daß Sie sie überhaupt beachteten, denn ich wette, ohne diese Aufforderung hätten Sie gar nicht gewußt, ob ich ein rothes, ein grünes oder ein gelbes Kleid getragen hätte, und heute, merken Sie es sich, ist es blau, hellblau. Diese Farbe nennt man hellblau.“

„Ich danke für gütige Belehrung. Aber glauben Sie wirklich, daß ich das nicht bemerkt hätte?“

„Ja, das glaube ich wirklich. Sie sind so unausstehlich liebenswürdig in Gesellschaft, von einer so interessanten Langweiligkeit, daß man Ihnen alles zutrauen kann.“

Leonie plauderte das alles so reizend heraus, lächelte dabei so allerliebft und zeigte bei jeder Bewegung soviel natürliche Anmuth, daß Conrad, der von jeher von ihrem graziösen Wesen in hohem Maße eingenommen gewesen war, sich an der lieblichen und doch zugleich aristokratisch-vornehmen Erscheinung nicht satt sehen konnte und halb gegen seinen Willen das lustige Wortduell fortsetzte, welches Leonie gegen ihn begonnen hatte, und in dessen Verlauf sie immer muthwilliger wurde. In scherzhafter Weise hielt sie ihm seine Schwächen und Fehler vor.

„Bilden Sie sich nur ja nichts ein,“ rief sie lustig, „eitel sind Sie auch, so gut wie wir Andern alle; Sie machen keine Ausnahme; und das verbrießt mich an Ihnen am meisten, daß Sie es wissen, wie alle Welt für Sie schwärmt, und daß Sie doch thun, als ob Sie nichts davon merken, und daß Sie obendrein ungalant sind, ein Bär, ein Bär an der Kette der Politik, nur mit dem Unterschied, daß der tanzt und Sie das nicht einmal thun!“

„Und dabei fordern Sie mich auf, Ihnen bei Ihrer Soirée zu helfen, gnädiges Fräulein, und beweisen mir doch, daß ich dazu durchaus nicht taue.“

„Da haben Sie recht; das hatte ich vergessen,“ sagte sie etwas verlegen.

Zugleich fühlte sie, daß es Zeit war, einzulenken und die Worte so zu wenden, daß er keinen Vorwand finden konnte, ihr ihre Bitte abzuschlagen, was ihr, sie wußte selbst nicht, warum? recht unangenehm gewesen sein würde. Leonie hatte sich nie Rechenschaft darüber abgelegt, ob sie ein ernsteres Interesse für den Ministerialrath hegte, sie wußte nur, daß sie jedesmal erfreut war, wenn der gefeierte Mann in ihren Gesellschaften erschien, daß sie gern in seiner Nähe war und an seiner Unterhaltung immer ein besonderes Interesse fand. Es lag ihr also wirklich daran, bei Gelegenheit der Arrangements zur Soirée gerade seine Hilfe zu gewinnen, um ungestört von Fremden mit ihm so recht ungenirt plaudern zu können. Conrad seiner-

seits fühlte sich durch den Eifer, mit welchem sie seine Unterstützung suchte, und durch die Vertraulichkeit, die sie ihm entgegenbrachte, nicht wenig geschmeichelt, hatte er doch die reizende junge Dame von jeher bewundert und verehrt, mehr als jede andere, obgleich er doch viele aus den verschiedensten Kreisen der Stadt kennen gelernt hatte.

„Seien Sie mir nur nicht böse,“ fuhr sie fort; „aber man muß das von Zeit zu Zeit mit den Herren thun. An Ihnen freilich würde ich meine Zeit nun schon gar nicht verlieren, wenn ich nicht wüßte, daß Sie alles können, was Sie wollen.“

Conrad machte allerlei Einwendungen, aber Fräulein Leonie ließ sich nicht irre machen und setzte auch ihr Köpfschen auf.

„Bitte, bitte, Herr Ministerialrath,“ sagte sie mit komischer Geberde die Hände faltend, „wollen Sie einmal!“

Abermals wollte Conrad Protest gegen ihr Ansinnen erheben, aber Leonie hatte nicht Lust, diesen Protest gelten zu lassen.

„Ich dulde keine Einrede,“ rief sie, „ich fordere auch kein Versprechen, aber in einer halben Stunde bin ich dort im Salon, um die Blumentische zu ordnen und die Disposition zur Soirée zu entwerfen. Ich sage es nicht, wen ich dort zu finden hoffe, wenn ich mich aber nicht nach anderer Hülfe umsehen soll, wenn Sie einmal recht artig sein wollen, so denke ich in Ermangelung meines Papas seine rechte Hand zu erproben.“

„Inzwischen küsse ich die Ihrige,“ entgegnete Conrad galant, ihre Rechte ergreifend.

Leonie erröthete, und schnell enteilte sie durch die Thür des Salons.

Conrad war allein und sah noch lange nach dem Saale, in welchem sie verschwunden war, als müßte sie zurückkehren, oder als wollte er selber ihr sogleich nachfolgen.

Wie reizend war diese Leonie, wie unbefangener, wie ein lieblicher Schmetterling auf der Frühlingshöhe des Lebens. Ja, so entzückend schön wie heute war sie noch nie gewesen. Welche Sicherheit, welche Anmuth fand sich doch in dieser Aristokratie! Er hatte sich in einen Hauteuil gesetzt, und tausend und abertausend Gedanken tauchten in ihm auf, als er mit halbgeschlossenen Augen dasaß, und glänzende Bilder, wonnige Träume umschwebten ihn. Aber diese Bilder und Träume zogen vorüber, und andere, weniger reizende traten an ihre Stelle: Ein einfaches Landmädchen, dessen Bewegungen, dessen Gestalt und ganzes Wesen so himmelweit von der Art Leonie's verschieden waren, dessen Bildung, dessen Redeweise so völlig anders war, als das Vornehme und die Sprache dieser Tochter der vornehmen Welt; und auch Meta's gedachte er, die dem Sohne des Schulmeisters ihre Hand nicht reichen

wollte, die ihn fast verleugnete, als ob sie sich der Bekanntschaft mit ihm schämte. Hier war Licht, dort Schatten, hier warmer Sonnenschein, dort Eis. Ja, diese Leonie war vornehm, schön und gut zugleich.

Langsam strich er mit der Hand über seine Stirn, als ob er solche Gedanken verschrecken wollte, aber sie wichen nicht, und jemebr er sich bemühte, sich der Erinnerung an die Heimath, an Bärbi, an seine ganze Vergangenheit hinzugeben, der Pflichten zu gedenken, die er gegen die Vase hatte, desto heller, desto energischer trat Leonie's Bild vor seiner Seele hervor.

In dieser Stimmung traf ihn der Minister, welcher soeben aus der Sitzung zurückkehrte.

Er glaubte Conrad in tiefes Sinnen über geschäftliche Angelegenheiten versenkt und forderte ihn auf, sich endlich Ruhe zu gönnen und nicht ununterbrochen mit seinen Gedanken bei Amtsgeschäften zu verweilen.

Hohenberg schien aber gleichfalls ernste Gedanken zu haben, denn Conrad sah recht wohl, wie leichte Wolken über seine Stirn zogen und eine innere Unruhe ihn bewegte.

„Excellenz sind nachdenklich,“ sagte er. „Ich hoffe, die Sitzung hatte nichts Unangenehmes.“

„Das nicht,“ entgegnete der Minister mit einem leisen Seufzer. „Etwas ganz anderes liegt mir schwer auf dem Herzen. Sie sind längst der bewährte Freund meines Hauses, wie Sie der Vertraute meines Cabinets sind. Ich will Ihnen nicht verschweigen, was mich in diesem Augenblick bewegt.“

Mit Spannung erwartete Conrad die Mittheilungen seines hohen Chefs, der sich auf einen Polsterstuhl niederließ und ihn durch eine Handbewegung einlud, dasselbe zu thun. Dann begann der Minister:

„Soeben, als ich aus der Sitzung komme, erwartet mich bereits Graf Rettorf und hält um die Hand meiner Tochter an.“

Wie ein Blitzstrahl trafen diese Worte Conrad. Unwillkürlich fuhr er von seinem Sitze auf. Er traute kaum seinen Ohren.

„Um Fräulein Leonie?“ fragte er mit zitternder Stimme.

„Das überrascht Sie? Nicht wahr? Mir selber kam es auch völlig unerwartet,“ sagte Hohenberg.

Leonie das Weib eines Anderen! Dieser Gedanke marterte Conrad's Gehirn; er konnte ihn nicht fassen; die Sache erschien ihm wie unnatürlich und ungeheuerlich, und doch mußte er als vernünftiger Mann sich sagen, daß eine so gefeierte Schönheit, ein so lebenswürdiges Mädchen wie Leonie über kurz oder lang sicher an den Altar geführt werden würde, daß irgend Jemand — — irgend

Jemand, aber mußte das denn Graf Rettorf sein? Und was sagte der Vater zu dieser Werbung?

„Und was haben Excellenz geantwortet?“ fragte er endlich.

„Daß die Entscheidung meiner Tochter zukäme.“

Conrad athmete auf. Die Sache war also noch nicht definitiv entschieden.

Er forschte weiter:

„Aber was wünschen und denken Excellenz?“

„Ich bin in peinlicher Lage,“ entgegnete Hohenberg. „Der Graf ist reich, verwandt mit den ersten Familien des Landes, man könnte ihn eine glänzende Partie nennen. Aber das Herz des Vaters ist doch nicht befriedigt. Rettorf — Sie wissen es ja — ist nicht mehr jung, Wittwer, ehrenwerth gewiß, aber das ist auch alles. Und ich hätte mir einen Schwiegersohn gewünscht, der neben dem Reichthum auch Talent besäße, Geschick und Geist, auf meine Pläne einzugehen, sie weiter auszuführen, einen Schwiegersohn, den ich mit Rath und That erhöhe, der vielleicht neben mir ein Portefeuille — genug, der Mann ist Graf Rettorf nicht.“

„Excellenz haben Recht,“ fuhr Conrad heraus. „Graf Rettorf ist ein Alltagsmensch.“

„Aber wenn ich ihn ausschlage, verfeinde ich mich mit der halben Aristokratie des Landes.“

„Excellenz haben keine Feindschaft zu scheuen,“ rief Conrad lebhaft.

Hohenberg schüttelte den Kopf.

„Lieber Bronker, Sie kennen die Welt nicht. Hänge ich, das ganze System meiner Verwaltung nicht ab von der oft wechselnden Laune unseres Fürsten?“

„Sie besitzen sein Vertrauen.“

„Aber wieviele haben sein Ohr. Leonie's Entscheidung beunruhigt mich, sie mag ausfallen, wie sie will, das kann ich nicht leugnen.“

„Wenn Excellenz dem Fräulein alle Bedenken offen aussprechen,“ nahm der Ministerialrath nach kurzem Schweigen das Wort.

„Und sie eine glänzende Partie verschmerzen ließe,“ sagte Hohenberg, „nein. Alles könnte und dürfte ich ihr doch nicht sagen. — — Lieber Freund, wenn Sie mit ihr sprächen —“

Conrad erhob sich schnell.

„Ich, Excellenz?“ fragte er hastig.

„Nicht wie von etwas Sicherem,“ fuhr der Minister fort, „nur wie von einer Vermuthung, einem on dit. Sie sind der Freund des Hauses, und Leonie hat sich längst gewöhnt, Sie als solchen zu betrachten; vielleicht ist es am besten, sie nimmt den Antrag an. Ihre Zukunft wäre gesichert. Stellen Sie es ihr in dem Sinne vor. Das könnte ich nicht, und sie soll nicht sagen dürfen, daß ich ihre Entscheidung beeinflusst habe.“

Der Ministerialrath, der diesen Eröffnungen mit

wachsender Bekommenheit gefolgt war, bat seinen Chef, ihm die Ausführung dieses Auftrages erlassen zu wollen, aber Hohenberg klammerte sich an den Gedanken fest, der ihm durch eine glückliche Inspiration gekommen zu sein schien.

„Denken Sie, Sie wären in der Kammer,“ sagte er. „Wie oft hat Ihr Geschick und Ihre Redekunst meinen Ansichten Eingang verschafft. Das Haus hat keine Opposition wie die Kammer. — Ich mache jetzt Toilette zur Soirée; und dann hole ich mir Ihre Antwort.“

Mit diesen Worten reichte Hohenberg ihm die Hand und zog sich dann in seine Zimmer zurück, bevor Conrad noch Gelegenheit hatte, etwas zu antworten.

Es giebt Tage im Leben, an denen sich mehr Ereignisse in einigen Stunden zusammendrängen, als sonst oft in Wochen oder ganzen Monaten. Ein solcher Tag war für Conrad der heutige. Was war heute schon alles an ihn herangetreten! Stürmer, Strauß, Leonie! Auf welche Ideen hatten sie ihn gebracht, in welche Gedankenkreise ihn gedrängt!

Und jetzt diese Mittheilungen und dieser Auftrag des Ministers!

Graf Rettorf und Leonie! Dieses junge, frische, verlockend schöne Mädchen, dessen Besitz der Himmel auf Erden sein mußte, dieses zur Liebe geschaffene Weib die Gattin des alternden, häßlichen, wenig begabten Grafen, den sie nie geliebt hatte, den sie nie lieben konnte. Und er selber sollte dazu beitragen, daß dies unnatürliche Bündniß zu Stande kam! Er selber! Was hatte denn dieser Mann vor ihm voraus, daß er Ansprüche auf Leonie erheben durfte?

Ein tiefer Groll gegen die Ungerechtigkeit des Schicksals erfüllte Conrads Herz; aber zugleich wiederhallten in seinem Ohre des Ministers Worte: Ich brauche einen Schwiegersohn, der nicht bloß reich ist, sondern auch ein Mann von Talent, Geschick und Geist, der vielleicht ein Portefeuille hat neben mir.

Ihm schwindelte bei diesem Gedanken.

„Graf Rettorf ist dieser Mann nicht.“

„Aber ich! — Minister! — Ich! Und Leonie! Ja, ich muß reich sein; ich muß! Welch' eine Aussicht öffnet sich mir! Alles für Alles! Groß muß der Einsatz sein, aber groß, schön, gewaltig ist auch der Gewinn, den ich in dem wilden Lottospiel des Lebens mir erwerben will. Nur Reichthum, Reichthum — wie aber ihn erringen?“

Wie ein zauberhafter Märchentraum überkam es ihn, wie eine Vision.

Er war Minister, der erste, gefeierte, verehrte Diener seines Fürsten; er leitete die Geschicke von Tausenden; er führte alle seine Pläne für die Größe, den Glanz, die Wohlfahrt des Landes aus, er war geliebt, bewundert, er versammelte um sich die ersten Männer seiner Zeit, Gelehrte, Künstler, Staatsmänner, in seinen strahlenden, mit allem Luxus ausgestatteten Salons bewegten sich neben glänzenden Cavalieren die schönsten Frauen, und unter ihnen war seine Gemahlin, seine Leonie die schönste, die geistvollste, liebenswertheste und anmuthigste, um die man ihn beneidete.

Dieses Dasein war göttlich schön, war der Mühe und Arbeit werth, selbst manches Opfers. Dahin waren alle idyllischen Träume von stillem, bescheidenem Glück, von einer Zufriedenheit im engen Lebenskreise, und höher und immer höher schlugen die Bogen des Ehrgeizes über ihm zusammen, und sein guter Dämon schien sich trauernd von ihm abzuwenden.

Aber Geld mußte er haben, Geld, Reichthum mußte er besitzen. Wie ihn erlangen? Der Diener trat ein und meldete den Banquier Strauß.

„Das ist ein Wink des Schicksals,“ rief Conrad, als der Diener hinaus war; „den Mann sendet mir ein guter Genius. Va banque! Das Spiel beginnt!“

Strauß trat ein.

„Die Stunde ist verflossen,“ begann er mit höflicher Verbeugung: „Herr Ministerialrath, ich komme, mir Ihre Antwort zu holen.“

Conrad war in furchtbarer Erregung, aber er bezwang sich und äußerlich ruhig erwiderte er:

„Ich nehme Ihre Propositionen an. Betrachten Sie die Bahn als gesichert; morgen haben Sie die Concession in Ihren Händen, mein Wort darauf! Aber auch ich brauche Ihre Hülfe.“

Ein Freudenstrahl überglänzte das Gesicht des Banquiers, der Conrads Hand ergriff und sie lebhaft schüttelte, während er sich in Dankfugungen ergoß.

„Sie hatten Recht,“ begann Conrad wieder, „Reichthum ist die Macht unseres Jahrhunderts; Herr Strauß, ich muß reich sein.“

„Sie sind es, sobald Sie nur wollen,“ entgegnete schnell der gewandte Finanzmann. „Das kleine Capital, das ich Ihnen an der Börse gewann, das kann Ihnen nicht genügen. Sie brauchen mehr, vor allen Dingen einen ausgedehnten Grundbesitz, der Ihnen Namen und Rang giebt — ich biete ihn.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Fahrt auf der Giselaabahn.

Von

Heinrich Wö.

Mit Original-Illustrationen, nach der Natur gezeichnet von G. Haid.

II.

Dem Zellersee ist es ergangen, wie fast sämtlichen Seen des Gebirges. Er war früher viel größer, ist durch die Einschwemmungen der Bäche kleiner geworden, so, daß sich ein Theil von ihm — hier der südliche — allgemach in Sumpf verwandelte, und wird zu irgend einer Zeit einmal ganz und gar ausgefüllt sein.

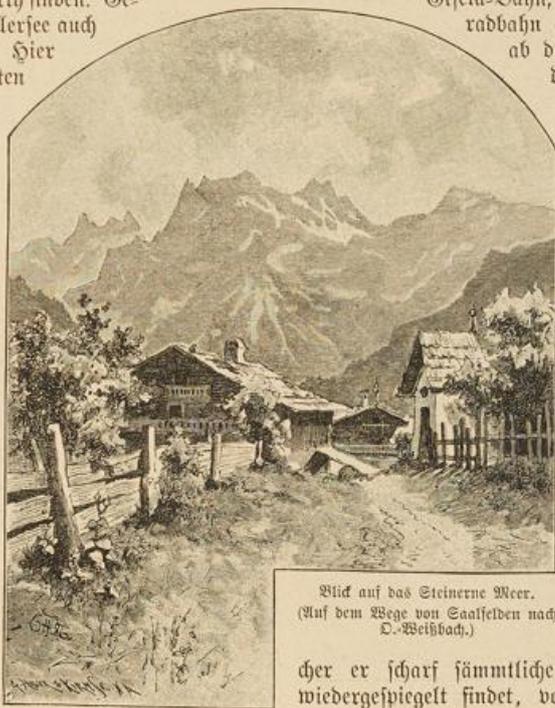
Man weiß, daß in den Ostalpen die Seen selten sind. Von den Seeflächen Bayerns, des Salzkammergutes und Nürntens abgesehen, sind die Thäler zwischen Adria und der Schweiz meist trocken gelegt. Daher kommt es, daß die wenigen vorhandenen Binnengewässer um so mehr Anwerth finden. Gewiß würde man den Zellersee auch in der Schweiz schätzen. Hier aber ist er zu vervielfachten Ehren gelangt. Schön ist die Umwallung. Das Steinerne Meer, auf das man aus dem Berchtesgadener Land von Norden her schaut, weist uns da seine südlichen Abstürze. Man sieht an ihm die grauen Wände — ein typisches Bild der Kalkalpen. Von Westen und Osten her dachen sich die sanfteren, reich bewachsenen Hänge des Schiefergebirges gegen den See hinab, der die Eisfelder wiederstrahlt, die im Süden auf dem Mittelwall der Alpen lagern. Das Bild erfreut nicht nur den Maler, sondern regt auch den geologisch geschulten Blick an. —

Zell am See ist jetzt eine überlaufene Sommerfrische. Es ist augenscheinlich, daß ein solcher Ort auch „seinen Berg“ haben muß. Ich verstehe darunter einen Berg, der nicht allzu hoch ist, den man leicht besteigen und auf welchem man die sämtlichen verehrlichen Gäste schicken kann, ohne daß diese sich über allzugroße Mühsal und Entbehrung beklagen. Ein solcher Berg ist für Zell in der Schmittenhöhe gefunden worden. Schon wird die unvermeidliche Zahnradbahn nach ihrem Gipfel geplant, auf welchem längst ein anständiges Gasthaus zu sehen ist.

Schauen wir uns diesen Berg, den Rigi der Gisela-Bahn, einmal noch ohne Zahnradbahn an. Es geht von Zell

ab durch Wald hinauf bis in die Alpenregion, wo überhaupt der Holzwuchs aufhört. Wenn Einer sehr langsam geht, unterwegs mehrmals rastet und beschaulich, nicht um anzukommen, sondern um zu sehen, den Bergpfad ansteigt, so mag er etwa vier Stunden bis zum Gasthause auf dem Gipfel zu bringen. Es ist der Mühe werth, daß er den Weg bedächtig zurücklegt, um die allmähliche Erweiterung des Bildes zu genießen.

Der See wird dem Bergansteigenden nach und nach zur hellen Bodenfläche einer Camera Obscura, in welcher er scharf sämtliche Gebirge der Umgebung wiedergespiegelt findet, vom Steinernen Meer an



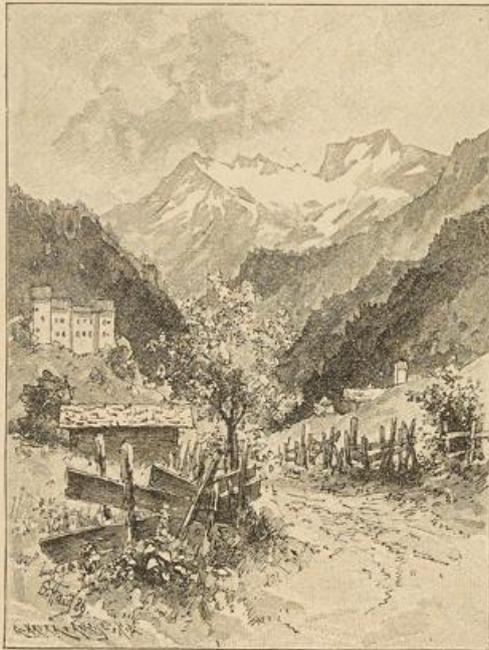
Blick auf das Steinerne Meer.
(Auf dem Wege von Saalfelden nach
D. Welzbach.)

er scharf sämtliche Gebirge der Umgebung wiedergespiegelt findet, vom Steinernen Meer an

bis zum Bischof- und Rißsteinhorn, den eis-schimmernden Gipfeln von Kaprun. Hier und dort rauscht eine Quelle durch den Wald, Baumbärte hängen von den Fichten, mit jeder Windung tauchen neue Hochalpen empor, es kommt der Dachstein heraus und auch in's Innere der Tauernthäler hinein schaut man besser, je weiter man hinauf kommt.

Pinzgau ist ein klassisches Land für Roman-schreiber. Der Stoff ist aber noch gar nicht angerührt worden. Wer diesen Weg auf die Schmittenhöhe macht, der sieht die Illustrationen zu sämtlichen Blättern aller dieser möglichen, doch noch ungeschriebenen Romane. Er sieht all die Burgen und einst so reichen Märkte, zu welchen die Benediger über die Tauern herüber auf Saumthieren ihre Kostbarkeiten brachten. Er sieht das Eis, die Heimath der Geister und Schahhüter, die von Staubfällen durchtosten Schluchten, durch welche den Hochöfen einst die reichen Erze zugetragen wurden, den Hintergrund aller verschwenderischen Pracht von uralter Geschichte und noch älteren Sagen und Märchen.

Am lehrreichsten ist von der Schmittenhöhe aus der Ablick in das Thal Kaprun hinein. Man sieht hier, ohne daß man die Thalwanderung zu machen braucht, die hintereinander bis in die Eis-region hinein sich erhebenden Terrassen des Thales, bezeichnet durch die jäh geneigte weiße Linie des



Blick in das Kaprunerthal (s. Zell a. See).

vom Eis bis zur Salzach reichenden Baches. Hier kann Einer auch, ohne die Beschwerde einer Wanderung durch Stirn-Moränen und über den von abschmelzendem Wasser durchweichten Boden des „Löß“, mit dem freien Auge, noch besser mit dem Fernrohr, die Einzelheiten einer Gletscherzunge studiren. Der Neuling wird sich vielleicht wundern, er wird eine Vorstellung, die in ihm sich festgesetzt hat, aufgeben müssen. Das Gletschereis, was er dort im Hintergrunde von Kaprun bis auf die Thalsole herablangt sieht, ist nicht spiegelblank, sondern eine graue, zerklüftete Masse, einem erstarrten Lava-Strome zu vergleichen. Dennoch wird er, wenn er genau hinsieht, es aus den Klüften himmelblau herausdämmern sehen — eine Bläue, wie sie die Wasser der klaren Seen haben, in welche die Gletscherwasser hineinrinnen.

Die Schmittenhöhe hat eine weite Rundschau. Man sieht vom Hochgolling, der tief unten in Steiermark steht, bis zum Wilden Kaiser bei Kuffstein. Gleichwohl aber gestehe ich, daß mir die von den benachbarten, ungefähr gleich hohen und gleich besuchten Kuppen, dem Rißbüheler Horn und der Hohen Salve lieber sind. Vom ersteren sieht man schöner in die Eismwelt der Tauern hinein und vom letzteren besser in die Kalkalpen. Aber etwas kommt doch der Schmittenhöhe zu, das die anderen nicht haben. Es ist dies der „Pinzgauer Hochweg“. Man kann auf ihm von der Schmittenhöhe weg ungefähr sieben Stunden lang in einer durchschnittlichen Höhe von etwa 1800—1900 Metern fortgehen und hat immer die Pracht der Tauern vor sich. Zuletzt gelangt man auf den gegen 2700 Meter hohen Gaisstein, der auch eine schönere Aussicht als die niedrigere Schmittenhöhe hat.

Um nun auch dem Orte selbst einen Blick zu gönnen, soll hier bemerkt werden, daß Zell am See einer der schmucksten und anziehendsten Orte des an solchen Marktflecken nicht armen Salzburger Landes ist. Auch der Fortschritt hat hier durchweg günstig gewirkt. Es ist ein Ueberfluß an Gaststätten und Gärten da. Zum Baden, Rudern, Dampfschiff-Fahren ist allenthalben Gelegenheit. Die braunen alten Holzhäuser zieren sich im Sommer eben so mit Blumenschmuck wie die Gärten um die anspruchsvolleren Markthäuser und Neubauten. Das Alles aber hat nicht nur die Eisenbahn gethan — es ist immer, auch jetzt noch in weltverlorenen Gegenden dieses Hochlandes Brauch gewesen, daß auf Sauberkeit und bescheidene Blumenzierde geschaut wurde. In der letzten Hütte des Hochthales bringt der Sommer dem armen Menschen aus dem Gärtlein eine Nelke, eine Geranium- oder Dicytra-Blüthe — und durch solchen Schmuck, der ihm das kurze Sommerfest, inmitten der Umklammerung des vergangenen und des zu-

künftigen Winters, vor die Einbildungskraft führt, unterscheidet sich der Germane der Alpen von dem Wälschen, der vor Stumpfsinn und Kleinhunger nicht Zeit hat, an solche Zierrath zu denken.

Das Steinerne Meer muß man an einem Herbstmorgen gesehen haben, wenn sich das herkömmlische Treiben der Rebel abspielt, was schönen Tagen vorherzugehen pflegt. Gegen Norden glaubt man alsdann zuerst von den Ufern des Sees aus in den grauen Himmel einer flachen Gegend zu schauen. Allmählich lichtet es sich im Grau. Mit einem

quälanstalt der weltlichen Herrschaft des Erzbischofs, der seiner Zeit die Brandfackel der Bauern den Untergang bereitete. Hinter Lichtenberg ist die Klause eines Waldeinsiedlers auf weit vorragenden Felsen. Der Eremit, der dort steht, hat ein in senkrechter wie wagrechter Linie groß ausge-dehntes Stück Welt vor sich.

Der Dampfwagen faust vorüber, uns aber tönt es von jener lichten Felsenklause her wie Aue-Läuten und Pilger-Gesang. Es klingen die Verse Martin Greif's:

Des Kirchleins Glot-
tenklang
Erscholl zum ersten
Male
Im waldig dunklen
Thale
Mit Christenlobge-
sang,
Beim grauen Heiden-
male
Ward da den Geistern
bang.

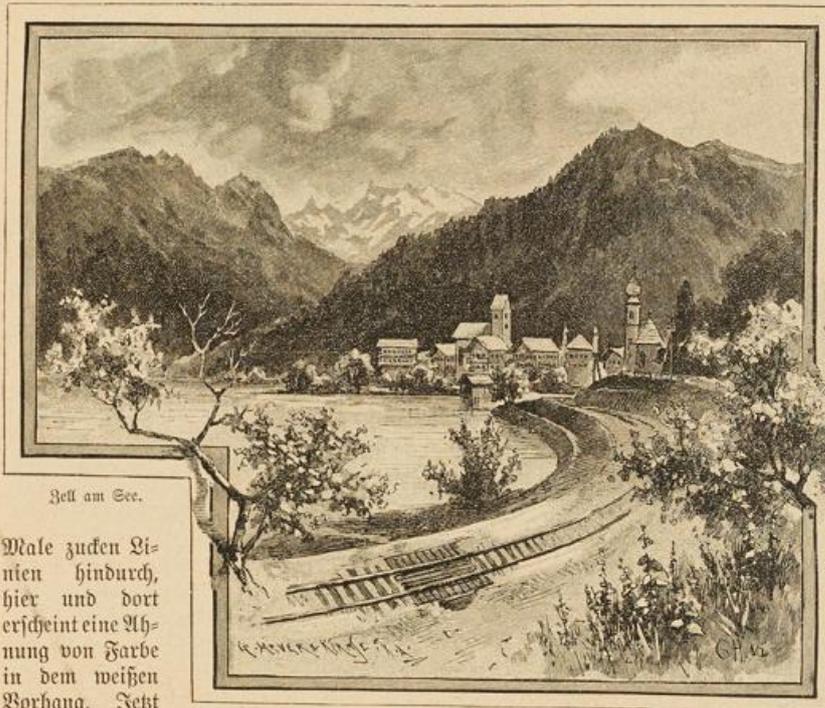
Von Hulden und von
Feen
Entstand ein groß Ge-
timmel:
Es drängte das Ge-
wimmel
Sich wieder in die
See'n —
Am neuen Glauf-
benshimmel
War Gott der Herr
zu seh'n.

So geschah es
auch hier. Als die
Mönche im Urwald
ihre Cella (Zell)
am See aufrichte-
ten, als das Con-
gestum des Arno
(im achten Jahr-
hundert, in wel-

chem „Saalofelda's“ zum ersten Mal Erwähnung geschieht) geschrieben wurde, da flüchteten sich wohl die Zwerge, die „Waldleute“, die Kobolde, die Dunkel-Elfen und Nixen der Bajuwaren in die Tiefen der Wasser. —

Von Saalfelden ab wendet sich der Schienenweg gegen Westen. In langer Schleife steigt er die Höhe an, welche Salzburg von Tyrol trennt. Diese Höhe, welche man mit der Station Hochfilzen erreicht, überragt den Semmering noch fast um hundert Meter und ist der höchste Punkt der Giselabahn: 963 Meter.

Bei der Station Leogang scheint durch eine Lücke rechts das Birnhorn herein, das wahre Bild eines abgewetterten Berges der grauen Kalkalpen.



Zell am See.

Male zucken Li-
nien hindurch,
hier und dort
erscheint eine Ah-
nung von Farbe
in dem weißen
Vorhang. Jetzt
glänzt hoch über
dem Gesichtskreis
unter dem jäh blau gewordenen
Himmel eine silberne Reihe von Zacken. Sie hängt
in der Luft, denn unter ihr ist die Nebelwand noch
nicht gewichen. Das ist ein Anblick, bei welchem
aus dem Antlitz der vielgestaltigen Welt ein Zug
unbeschreiblicher Schönheit sich abhebt.

Die Bahn zieht sich nun im Mitter-Pinzgau
nordwärts. Rings herum ist eine Reihe von Versatz-
Stücken wie aus einer sogenannten heroisch-roman-
tischen Oper aufgestellt.

Unter dem Steinernen Meer stehen allerlei
Burgen. Sie schauen, wie unten Fischhorn, auf
die Gletscher unten im Süden. Da ist Lichten-
berg mit schauerlichen Verliesen, einem „Faul-
thurm“ und was dazu gehört, eine alte Menschen-

Ich habe einmal in einem meiner Bücher unter Anderem von ihm erzählt, daß es hoch oben von einem natürlichen Tunnel durchlöchert wird, welchen man das „Mellerloch“ nennt. Der Boden dieser durchgreifenden Höhle ist immer mit Eis bedeckt. Wer von Norden aus hinauf steigt, erblickt durch ihre Südöffnung urplötzlich, wie zu einem Bilde ausgeschnitten, die eisige Pracht der Tauern, im Glanze gehoben durch die Dämmerung zwischen den Wänden dieser Felsröhre. Man schaut wie durch einen Brunnenschacht in die Lichte.

Heute will ich etwas weniger Romantisches beifügen. Vom Birnhorn stürzen alljährlich Lawinen in einen engen Graben herab. Während des Sommers schwinden diese Lawinen nicht in dem Maße, daß der alljährliche Zuwachs dadurch vertilgt würde. Im Gegentheil, es entsteht durch das Aufthauen in der Wärme, dem meist wieder ein nächtliches Gefrieren folgt, allgemach eine harte, kristallinische, dem Gletschereis ähnliche Masse. Diese Massen sind nicht weit von der Station entfernt. Deshalb ist man auf den Gedanken gerathen, sie auszunutzen. Man schickt die ehemaligen Lawinen nach Bayern hinaus in die Bräuhäuser. Das Gleiche geschieht übrigens auch mit dem Eis des Zellersees. Es giebt also keinen ruhigen Winter-Krystallpalast der Wassergeister mehr.



Kirchbühel.



Am wilden Kaiser
(bei Muffstein).

Bei Griesen, wo ein kleiner dunkler See vom

Hochwind gekräuselt wird, sieht man zum ersten Male den Wilden Kaiser. Der Fremdling aber, der statt auf dem Schienenwege auf der Straße seine Reise zurücklegte, würde hier, wie auch unten um Saalfelden herum, noch etwas Anderes wahrnehmen, was ihm wunderlicher dünken würde, als die Zacken am fernen Gesichtskreis.

Dazu muß man sich Folgendes vorstellen. Wenn der Mensch stirbt, legt man ihn auf ein bemaltes Brett, auf welchem Totenkopf und Kreuz zu sehen sind. Erst von diesem Brett, dem „Leichbrett“ weg, kommt der abgeschiedene Pilger dann in seinen Sarg. Dann werden auf das Brett der Name des Todten und einige Sinnsprüche geschrieben, das Brett selbst aber an einem Weg aufgestellt oder auf den Rasen gelegt. Derlei sieht man draußen, während die Insassen des Dampfwagens eilig vorbeisaußen.

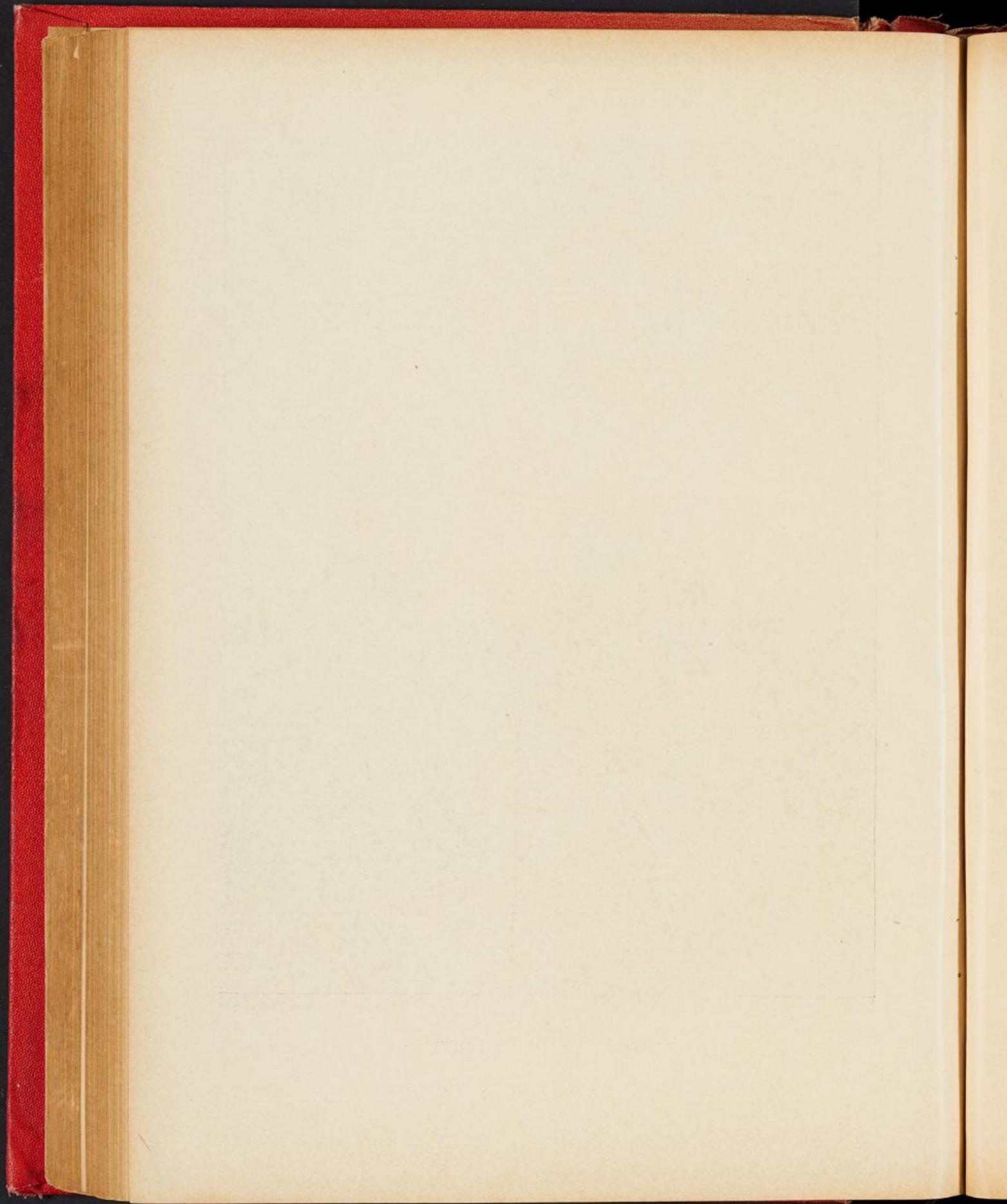
Das schlürfende Geräusch der Bremsen bedeutet diesen letzteren, daß eine Senkung von dreihundert Metern überwunden werden muß. Der Zug erreicht Ziebrunn und St. Johann in Tyrol, beide in der Bergwerksgegeschichte des Alpenlandes hervorragende Namen. Dort wird heute noch Eisen, hier wurde einst Silber und Kupfer aus dem Boden geholt.

Es ist eine Wundergeschichte, welche von diesen alten Gruben erzählt, und drei Männer, heißt es, die Bergleute waren, kamen am St. Michaelstag 1539 auf dem Heimwege von einem Kirchweihfeste zum sogenannten Nörerbühel. Sie waren ermüdet, legten sich daselbst unter einem Kirchbaum nieder und versanken in Schlaf. Da träumte



Fantasia von Professor I. Brandt.

Originalgemälde in der Kunsthandlung von P. Kaeser in München.



allen dreien, daß an demselben Orte ein großes Gut verborgen läge, welches mit Graben genommen werden müsse. Als sie erwachten, erzählte einer dem andern seinen Traum. Sie machten einander Muth, fingen an zu schürfen und legten das schönste Silber- und Kupfererz bloß.

Durch grüne Landschaft, über welche die grauen Schrofen des Wilden Kaiser herein ragen, erreicht der Zug endlich die saubere Stadt Rißbüchel, um welche er in großem Bogen herumfährt.

Es ist hier nicht der Ort, diese schöne Landschaft eingehend zu beschreiben. Rißbüchel ist einer

Rehrtunnels eine prächtige Rundschau über das Thal und die Windungen des Schienenweges harzt.

In Hopfgarten, wo die Kohlenmeiler Jahr aus Jahr ein lodern und die Sägemühlen schnarren und die klaren Wellen der Brizenthaler Ache die Wurzeln der Waldbäume bespülen, schauen schon das Sonnenwendjoch und andere Berge des Zynthales herein. Wir nähern uns dem Ende der Giselabahn und dem Ziele unserer Reise.

Doch wollen wir an Hopfgarten nicht vorüber reisen, ohne den Wanderer an die Hohe Salve zu erinnern, deren grüne Schieferkuppe über dem Thale

aufragt, eine Nebenbuhlerin der Schmittenhöhe, des Rißbücheler Horns und anderer Gipfel, die sich der Eisenbahnreisende von seinem Wagenfenster aus betrachtet. Es ist ihr noch mit keiner Zahnradbahn auf den Leib gerückt worden, doch wird sie an Zahl der Besucher kaum hinter irgend einer jener Neben-

buhlerinnen zurückstehen. Besonders die Münchener gehen gern auf die Hohe Salve. Der Weg zieht sich unten durch Wald, oben durch Wiesen hinauf und der Berg selbst ist wohl einer der zahmsten von allen sogenannten Aussichtsbirgen. Sehr schön sind die Tauern, von dort oben betrachtet, die weiten Fels-Einöden des Kaisergebirges und das blaue Stück vom bayrischen Flachland.

Jetzt raffelt der Zug in die große Station Wörgl ein, nachdem er unter den Wäldern des Schlosses Itter vorbeigefahren ist, wo Abbé Vizt oft Gast der Virtuofin Wenter war. Die Giselabahn ist hier zu Ende. Wir haben das große Netz der österreichischen Südbahn erreicht.

Weil wir nun aber schon im Zynthale sind, so soll uns der Wilde Kaiser nicht entgehen. Wir haben ihn von der Bahn aus in der Ferne schon lange wahrgenommen und wollen ihn uns nun auch aus der Nähe betrachten.

Den Wilden Kaiser sieht man sich am Besten von Söll oder vom Kaiserthal oder von Waldsee und Kössen aus an. Es ist ein ganzes Gebirge für sich. Es hat seine Thäler und Schneefelder, seine Almen und auch ein paar Seen sind um sein Fußgestell herum eingebettet. Den Namen aber muß man nicht mit der Würde eines Imperators



Blick auf Rißbüchel. Stadt und Feste.

der wenigen Orte, denen die Eigenschaft als klimatische Station, oder wie immer man einen Sommeraufenthalt, der die Gesundheit kräftigen soll, nennen mag, mit allem Recht zukommt. Rißbüchel hat Wälder und kühle Luft. Frische Wasser rinnen und die Berge stehen in aller Herrlichkeit da. Die Gaststätten gehören zu den besten des Alpenlandes.

Am nahen Schwarzensee, aus dessen Tiefe alle diese Berge umgekehrt heraus schauen, hält die Eisenbahn. Dann geht es weiter über Kirchberg in das grüne Brizenthal. Hier kommt die große Curve der Eisenbahn, wo sie sich mitten in einem Tunnel wendet. Aufmerksame Reisende mögen es sich gesagt sein lassen, daß ihrer am westlichen Ende des

in Zusammenhang bringen, sondern mit dem Worte „Kaser“, das nichts anderes als eine Alpenhütte bedeutet.

Die Sparchen-Mühlen bei Kufstein bieten einen schönen Anblick der Oeffnung des Kaiserthales. Wundersam nimmt sich das Gebirge auch von der berühmten Weinschänke zur „Klause“ aus, wo man noch den breiten Gletscherstrom, den Inn, unmittelbar vor sich als Vordergrund hat. Diese „Klause“ sei allen beschaulichen Reisenden vielfach empfohlen.

Die Landschaft dort ist nahezu die nämliche, die unser Künstler uns in seinem „Blick auf Kufstein“ gegeben hat. Nur ist letztere etwas näher gegen die Stadt hin aufgenommen. Die Festung, welche der geneigte Leser sieht, ist Geroldssee, aus alten Kriegschroniken hoch berühmt. In unserem Jahr-

hundert hat sie viel Unglück gesehen. Polen, Italiener — — Kerkermauern — es ist unnöthig, das Bild weiter auszumalen.

Sollte einer der verehrlichen Leser Lust haben, sich in den Besitz dieser großen, wohlerhaltenen Feste, die in gewaltige Weiten der Bergwelt schaut, zu setzen, so hat er nichts Anderes zu thun, als dem Lande Tyrol vierzigtausend Gulden Caution dafür zu hinterlegen, daß er und seine Nachkommen sie im Stande halten werden. Ist das geschehen, so bekommt er die Feste, welche 1504 der „letzte Ritter“, 1809 Speckbacher belagerte, umsonst, als Geschenk.

Dieses herrliche Luginßland sein eigen nennen zu können, wäre der schönste Abschluß einer Fahrt auf der Giselabahn.



Schäfers Kasl. Nach dem Gemälde von C. Strüpel.

Frau Eva.

Novelle von Moritz von Reichenbach.

(Schluß.)

Karl — er liegt auf dem Wege nach Lorbeck, ich fand ihn, als ich herauskam, es war näher hierher als nach dem Bade, deshalb kam ich, um zunächst Dich zu holen. O mein Gott, mein Gott, mir ist, als sei es nicht möglich.“

„Karl liegt auf dem Wege nach Lorbeck — was ist geschehen?“ fragte Horst, eilig seine Sachen überwerfend.

„Ein Unglück jedenfalls — ich begreife es nicht — er hat keine Waffe bei sich —“

„Todt?“ schrie Horst auf. „Karl todt?“

Paul nickte stumm.

„Schuß in die Brust,“ sagte er dann leise.

In wenigen Minuten stand Horst angezogen neben ihm.

„Wir müssen den Förster wecken,“ sagte er, „Leute herbeirufen, man muß ihn holen, sehen, ob noch Hülfe möglich ist.“

„Er ist todt,“ wiederholte Paul dumpf, „Hülfe giebt es nicht, aber es ist am besten, man bringt ihn hierher, um möglichst alles Aufsehen zu vermeiden.“

Sie gingen hinab, der Förster und die Leute wurden gerufen und der kleine Zug setzte sich in Bewegung. Der Hülfsjäger trug eine Fackel, deren flackerndes Licht die blassen Gesichter der Männer manchmal grell beleuchtete, um sie dann wieder im dämmernden Halblicht aschgrau erscheinen zu lassen. Ab und zu wurde ein flüsterndes Wort gesprochen, dann zogen sie wieder schweigend dahin, die leere Bahre mit ihren dunklen Gestalten umgebend, und man hörte keinen Ton in dem Walde, als das Hallen ihrer Tritte oder den vereinzelt Schrei eines Nachtvogels, den das Licht der Fackel aufgeschreckt hatte. Endlich war man zur Stelle.

Karl Herfall lag mit dem Gesicht auf der Erde, die andren bestätigten, was Paul gesagt hatte: die Kugel war in die Brust eingedrungen und hatte, nach der Lage des Körpers zu urtheilen, den sofortigen Tod Karl Herfalls herbeigeführt. Aber woher war diese Kugel gekommen? Wessen Hand hatte sie entsendet? Nichts wies auf einen vorhergegangenen Kampf hin, die Börse und die Uhr des

Todten fanden sich unverletzt in seiner Tasche und ein Selbstmord war ausgeschlossen, da Karl ohne Waffen gewesen war.

„Muschelmord, eine Kugel aus dem Hinterhalt,“ sagte der Förster, mit finster zusammengezogenen Brauen in das Gesicht des Todten blickend. „Wir haben ihn zuletzt lebend gesehen, an uns wird man die ersten Fragen richten,“ fügte er dann, Horst in eigenthümlich starrer Weise anblickend, hinzu.

Horst überrieselte ein leiser Schauer unter diesem Blick. Die Vorstellung durchzuckte ihn, daß er zuletzt mit dem Todten zusammengewesen war, daß er ein Gewehr bei dieser letzten Begegnung gehabt und sich in Karls Begleitung nach der Richtung hin entfernt hatte, in welcher nun der Todte lag. Aber das war ja Wahnsinn. Karl Herfall war sein Freund, er war zu ihm gekommen, um einen Freundschaftsdienst von ihm zu erbitten — dieser Verdacht, den Horst gleichsam vorausfühlte war ja doch undenkbar. Horst's Gefühl empörte sich dagegen — dennoch sah er den Blick des alten Försters immer wieder auf sich gerichtet und konnte sich eines leisen Schauders nicht erwehren. Gewaltig suchte er diese Empfindung abzuschütteln.

„Wie weit ist es bis zum nächsten Amtsgericht?“ fragte er. „Wir dürfen den Todten nicht fortbringen, bevor —“

Paul unterbrach ihn.

„Wo denken Sie hin, ich werde meinen armen Bruder doch nicht hier liegen lassen,“ rief er, „es können drei bis vier Stunden oder mehr vergehen, ehe ein Bote nach der Stadt und der Richter herausgekommen ist — keinesfalls gebe ich das zu.“

Auch der Förster wollte nichts davon wissen.

„Wir sind hier glaubwürdige Leute genug, um aussagen zu können, wie wir alles fanden,“ erklärte er.

So wurde der Todte nach der Försterei gebracht, von wo aus ein Bote nach der nächsten größeren Stadt, die Sitz eines Amtsgerichts war, gesandt wurde. Paul wollte den Seinen die Trauerkunde bringen, der Förster und Horst übernahmen

die Todtenwacht. Kein Wort wurde dabei zwischen ihnen gewechselt. Horst war zu ergriffen, um zu einer Unterhaltung aufgelegt zu sein und der Alte saß mit finstrem Gesicht da, die buschigen weißen Brauen über den tiefliegenden Augen zusammengezogen, in das starre Antlitz des Todten blickend, als suche er darin die Lösung eines Räthfels, und ab und zu Horst mit einem schnellen, scharfen Blick streifend.

VII.

In früher Morgenstunde kehrte der Bote in Begleitung der Gerichtsleute und eines Arztes zurück. Die nöthigen Untersuchungen wurden angestellt. Sie lieferten das Resultat, daß die Kugel, welche der Arzt im Herzen des Todten fand, von demselben Caliber war, mit welchem der Förster die Büchsen laden ließ, die er gelegentlich an Freunde verlich. Auch Horst hatte eine dieser Büchsen geführt, die beiden andren hingegen geputzt und, wie es schien ungebraucht, im Zimmer des Försters und in der Kammer des Hülsjägers.

Der Förster, welcher zuerst befragt wurde, wies nach, daß er Haus und Hof seit dem gestrigen Nachmittage nicht verlassen hatte, da er beständig die Rückkehr seiner Tochter erwartete, die aber nicht erfolgt war, da das Mädchen, wie sich später herausstellte, die Nacht bei einer Verwandten in Vorbeck zugebracht hatte. Die beiden Arbeiter, welche er im Hofe beschäftigte, hatten ihn bis zum späten Abend unruhig nach der Tochter auspähend, im Garten gesehen.

„Und wo sahen Sie den Baron Herfall zuletzt?“ fragte der Richter den alten Förster.

„Ich sah ihn, wie er sich, nach lebhaftem Wortwechsel in Begleitung des Herrn von Hagen entfernte,“ erklärte dieser.

„Wie weit begleiteten Sie den Baron?“ lautete nun die Frage an Horst.

Dieser beschrieb die Stelle, an welcher er Abschied von Karl Herfall genommen hatte. Dieselbe lag ungefähr fünfhundert Schritt entfernt von dem Orte, an dem der Todte gefunden worden war.

„Und Sie kehrten dann direct zur Försterei zurück?“ fragte der Richter weiter, „und können sich nicht erinnern, auf diesem Wege einen Schuß gehört zu haben?“

Horst verneinte. Er sagte, er sei aufgeregt durch das Gespräch mit seinem Freunde gewesen und habe noch einen Umweg durch den Wald gemacht, um sich müde zu laufen, da er der bevorstehenden Hirschjagd wegen zeitig habe zu Bett gehen wollen. Einen Schuß gehört zu haben könne er sich nicht erinnern, doch sei es immerhin möglich, daß ein solcher gefallen sei. Er sei so sehr

mit seinen Gedanken beschäftigt gewesen, daß er auf das, was etwa um ihn her vorgegangen sei, nicht sonderlich geachtet habe.

„Und welches war der Inhalt dieses Gespräches mit dem Verstorbenen?“ fragte der Richter, „dieses Gespräches, das Sie Beide, wie der Förster aus sagt, in solche Erregung versetzte, als Sie den Schießplatz verließen und das späterhin Ihre Gedanken so sehr in Anspruch nahm?“

„Darüber glaube ich einen Aufschluß verweigern zu dürfen — es betraf die persönlichen und sehr intimen Angelegenheiten des Todten.“

„Sie waren an diesen Angelegenheiten nicht theilhaft?“

„Nein — wenigstens nur sehr mittelbar.“

„Und die etwaigen Mittheilungen des Verstorbenen enthielten nichts, was geeignet wäre, Aufschluß über seinen Tod zu geben?“

„Nicht das Geringste.“

„Warum behielten Sie das Gewehr, mit dem Sie nach der Scheibe geschossen hatten, bei sich, als Sie den Baron begleiteten?“

„Ich that es in Gedanken — es war auch eigentlich meine Absicht, auf den Scheibenstand zurückzukehren, doch wurde es dann zu finster dazu.“

„Dieses Gewehr war geladen?“

„Nein, ich hatte es kurz zuvor abgeschossen.“

„Es ist also nicht möglich, daß eine Unvorsichtigkeit den Unfall herbeigeführt hätte? Es ist Ihnen bekannt, daß die Kugel, welche den Tod des Barons herbeiführte, von demselben Caliber war wie die Büchse, welche Sie führten?“

Horst sah dem Richter fest in das Auge.

„Eine Unvorsichtigkeit, die Büchse betreffend, die ich ungeladen über der Schulter trug, ist ausgeschlossen. Die Thatsache des gleichen Calibers ist mir bekannt, ebenso wie die, daß der Förster drei Büchsen besitzt, welche völlig gleich sind und mit denselben Kugeln geladen werden. Ich bitte, den Hülsjäger in Betreff der dritten Büchse zu befragen.“

Dieser gab zu Protocoll, daß er im Auftrage des Försters einen entfernten Holzschlag besucht habe, worüber die dortigen Arbeiter Auskunft geben könnten, daß er in der Dämmerstunde zurückgekehrt sei, was wiederum der Förster bestätigte, und daß er dann seine Kammer bald aufgesucht habe, um für die auf den nächsten Morgen anberaumte Jagd sein Zeug in Stand zu setzen. Den Baron Herfall habe er nur vom Sehen gekannt.

Der Förster und Hülsjäger wurden darauf entlassen, der Richter wandte sich noch einmal an Horst.

„Ich fordere Sie nochmals auf, mir den Sachverhalt, das heißt Ihre Begegnung mit dem Baron am Schießplatz, Ihren gemeinschaftlichen Weg

und alles, was zwischen Ihnen und dem Verstorbenen vorgefallen ist, genau zu beschreiben," sagte er. „Zunächst sagen Sie mir, weshalb der Baron Sie aufsuchte? Was wollte er?“

„Ich sagte Ihnen schon einmal, das betrifft eine Privatangelegenheit, die ich mich nicht für befugt halte, zu erörtern.“

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß diese Erörterung sehr wichtig für Sie sein würde.“

„Ich kann nur wiederholen, daß er mein Freund war und kam, um einen Freundschaftsdienst zu erbitten.“

„Den Sie ihm abschlugen?“

„Nicht ganz — im Uebrigen werde ich nicht weiter auf Fragen antworten, die sich auf unser letztes Gespräch beziehen.“

Die Thür wurde hastig aufgerissen. Auf der Schwelle stand der alte Baron Herfall. Einen flüchtigen Blick warf er auf den Richter, dann näherte er sich schnell.

Einige Minuten früher hatte eine erschütternde Scene stattgefunden. Der alte Herr hatte sich in schmerzlicher Bewegung über die Leiche seines Sohnes geworfen, den er in seiner Weise innig lieb gehabt. Kurze Zeit hatte er sich ganz dem Schmerze hingeeben, dann aber hatte er sich erhoben, ein wetterfester Kämpfer, bereit, sein todt's Kind zu rächen, wie er bereit gewesen wäre, dasselbe, so lange es lebte, um jeden Preis und gegen Jedermann zu vertheidigen, und es nach seinem besten Wissen glücklich zu machen — wenn es hätte sein müssen, gegen des Kindes eigenen Willen.

Nur wenige Worte wechselte er mit dem Förster, der ihm mittheilte, was die bisherigen Vernehmungen ergeben hatten. Er nickte, als höre er längst Bekanntes und verlangte den Richter zu sprechen. Man führte ihn in das Zimmer, in welchem dieser eben mit Horst's Vernehmung beschäftigt war.

Nun schritt er an Horst vorüber, ohne dessen stummen Gruß zu sehen oder zu erwidern, gradenwegs auf den Richter zu.

„Haben Sie den Mörder meines Sohnes gefunden?“ fragte er mit seiner tiefen, grollenden Stimme, die noch ein wenig zitterte von der schmerzlichen Bewegung, der er sich an der Leiche seines Sohnes hingegeben hatte.

„Wir suchen ihn, Herr Baron, und seien Sie überzeugt, es wird alles geschehen.“

„Nun,“ unterbrach ihn der alte Herr ungeduldig, „ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß es nur einen einzigen Menschen auf der Welt giebt, der ein Interesse an dem Tode meines Sohnes haben konnte, und dieser einzige —“ er wandte sich an Horst und sah ihm grade in die Augen: „Dieser Einzige sind Sie, Assessor von Hagen.“

Horst hatte von dem ersten Augenblick an, als man den Todten aufgefunden, das Gefühl gehabt, als lege sich eine unsichtbare Schlinge nach der andern um ihn, schnüre ihm Kopf und Hände zusammen und führe ihn einem dunklen Verhängniß entgegen, vor dem es kein Entrinnen gab. Diese letzte, directe Anklage fand ihn daher verhältnißmäßig ruhig.

„Motiviren Sie diese Anklage, Herr Baron,“ erwiderte er gefaßt aber mit bleichem Gesicht, aus dem die großen, übernächtlich umflorten Augen seltsam traurig, fast wie die eines Schuldbewußten, hervorblickten.

„Ich will sie motiviren,“ fuhr der Baron fort, „und ich denke, ich kann es. Erinnern Sie sich des gestrigen Morgens. Ich traf Sie, von dessen Beziehungen zu meiner Schwägerin ich nichts ahnte —“

„Ich habe keine besonderen Beziehungen zu dieser Dame.“

„Nun denn, sagen wir Begegnungen statt Beziehungen — ich traf Sie an einer abgelegenen Stelle des Waldes in vertraulichem Gespräch mit ihr, was mir um so mehr auffiel, als ich Ursache hatte, meine Schwägerin als die Braut meines Sohnes zu betrachten. Ich führte meine Schwägerin fort — mein Sohn, der mich begleitet hatte, blieb in lebhaftem Wortwechsel bei Ihnen zurück —“

„Unser Wortwechsel war ein durchaus freundschaftlicher —“

„Ich bitte, daß Sie die Aussage des Baron Herfall nicht unterbrechen,“ sagte der Richter, und der Baron fuhr fort:

„Diese Begegnung gab Veranlassung, daß wir in der Familie beschlossen, die Verlobung meines Sohnes mit meiner Schwägerin zu veröffentlichen, mein Sohn, mit dem ich darüber sprach, erklärte, vorher noch eine Angelegenheit, die er mir nicht nannte, ordnen zu müssen. Wir beschlossen, die Verlobung am nächsten Tage zu veröffentlichen, mein Sohn Karl begab sich — jedenfalls um diesen Herrn zur Rede zu stellen, nach der Försterei — das Uebrige wissen Sie.“

„Nein! Ebenjowenig wie Sie, Herr Baron, es wissen. Da Sie sich nicht scheuen, den Namen Ihrer Schwägerin in dieser Sache zu nennen, will auch ich alle bisher bewahrte Discretion aufgeben und Ihnen rund heraus sagen: Ihr Sohn Karl war entschlossen nach Amerika zu fliehen, um der Verbindung, welche Sie planten, aus dem Wege zu gehen. Er kam zu mir, um mich um ein Anlagekapital für dortige Unternehmungen zu bitten —“

„Und das war der Grund Ihrer ungewöhnlichen Erregung,“ unterbrach der Richter, „dieser Erregung, die Sie selbst zugaben und die auch der Förster an Ihnen bemerkte?“

Horst schwieg. Er fühlte, daß seine Aussage

in der That ziemlich unglaublich klingen mußte, und daß dieselbe seine Erregung allerdings nicht recht motivirte. Und wie ein Blitz durchzuckte ihn selbst erst in diesem Augenblick die Erkenntniß der Empfindung, welche ihn bei dem Bericht Karl Herfall's in solche Aufregung gerathen ließ — er wußte plötzlich mit unumstößlicher Gewißheit, daß er Frau Eva liebte, daß es der Gedanke an sie gewesen war, der alle seine Pulse schneller schlagen ließ, als Karl Herfall ihm von der Verlobung sprach, die sein Vater geplant habe."

"Ich erhalte meine Anklage aufrecht," erklärte der Baron mit fester Stimme.

"Und ich verhafte Sie auf Grund dieser Anklage, Herr Assessor von Hagen," setzte der Amtsrichter hinzu.

Die Worte durchzuckten Horst, als habe eine kalte Dolchspitze ihn berührt. Er, der freie, unbescholtene Mann, verhaftet, unter Verdacht des Mordes!

"Sie werden Ihre Anklage vor Ihrem Gewissen zu verantworten haben, Herr Baron," sagte er dumpf, "ich gebe zu, daß der Schein gegen mich ist, und daß hier ein Geheimniß waltet, welches für mich so dunkel ist als für Sie. Doch erkläre ich feierlich als Mann von Ehre, der bisher stets seine Worte verantwortete, daß ich unschuldig bin. Eine Rivalität zwischen mir und Ihrem Sohne war völlig undenkbar, denn erstens stehe ich der Baronin völlig fern und zweitens gehörte das Herz Ihres Sohnes einer anderen. Fragen Sie Fräulein von Seiger."

"Das ist nicht wahr, ich weiß, daß das nicht wahr ist," rief der Baron.

"Das Weitere wird die Untersuchung und der Prozeß ergeben," erklärte der Amtsrichter, "uns bleibt hier nichts zu thun, als den Verhafteten so gleich mit uns zu nehmen."

"Ich bin bereit Ihnen zu folgen," sagte Horst gefaßt, "auch ich hoffe auf die weitere Untersuchung, welche die Wahrheit an den Tag bringen muß."

VIII.

Als der Baron zurückkehrte, fand er Irene in Thränen aufgelöst, Frau Eva blaß und ruhig. Mit kurzen Worten theilte er den Seinen Horst's Verhaftung mit. Da richteten sich Frau Eva's Augen mit einem seltsam brennenden Blick auf ihn.

"Wer hat den Assessor verhaftet?" fragte sie und ihre sonst so sanfte Stimme klang rau.

"Das Gericht — die gegen ihn vorliegenden Verdachtsgründe sind erdrückend!"

"Sie glauben an seine Schuld?" schrie sie auf.

"Ja, meine arme Eva, ich muß es wohl. Unser guter Karl wird nicht ungerächt bleiben!"

Frau Eva verließ das Zimmer. Irene weinte, ohne für die letztere Mittheilung des alten Herrn irgend ein Interesse zu zeigen, herzbrechend weiter.

Der Baron beschloß, die Leiche seines Sohnes nach dem schlesischen Familiengute zu bringen und mit den Seinen Lorbeck so schnell als möglich zu verlassen.

Am Abend theilte er Frau Eva seinen Entschluß mit. Da geschah etwas, was dem alten Herrn ganz unmöglich erschien, weil ein ähnlicher Fall bisher nie vorgekommen war. Frau Eva sprach entgegen dem Willen ihres Schwagers den Wunsch aus, in Lorbeck zu bleiben.

"Aber begreifen Sie denn nicht, daß Sie als Karl's Braut bei seiner Verheirathung zugegen sein müssen?" rief der Baron erregt.

"Ich war nicht seine Braut," entgegnete sie.

"Aber Sie sollten es werden, — oder soll ich glauben, daß Sie mit dem Buben, der Karl aus Eifersucht erschossen hat, gemeinsame Sache machten? Vielleicht mit allem einverstanden waren?"

Der Baron war es nicht gewohnt, seine Worte zu wägen, wenn er mit seiner Schwägerin sprach, sie hatte bisher alles was er sagte still und schweigend hingenommen.

Jetzt stand sie plötzlich hoch aufgerichtet vor ihm mit zornsprühenden Augen.

"Sie wagen es, mir das zu sagen? Und Sie scheuen sich nicht, den Assessor von Hagen einer so niedrigen Handlung, eines so furchtbaren Verbrechens anzuklagen? Was berechtigt Sie dazu?"

Der Baron starrte sie an wie eine fremde unheimliche Erscheinung. Doch er war nicht der Mann dazu, sich einschüchtern zu lassen. "Nicht Sie haben das Recht hier zu fragen, sondern ich," rief er. "Und ich frage Sie: wie kamen Sie dazu, mit diesem fremden Menschen stundenlang, einsame Spaziergänge zu machen, wie kommen Sie dazu, ihn jetzt in Schutz nehmen zu wollen? Er hat Karl in den Wald zurückbegleitet, die Kugel seiner Büchse ist in der Todeswunde meines armen Sohnes gefunden worden — wollen Sie noch einen klareren Beweis. Und nun frage ich Sie: welchen anderen Grund konnte er haben, seinen früheren Freund hinzumorden, als die wahnsinnigste Eifersucht. Karl hat ihm seine bevorstehende Verlobung mitgetheilt — er antwortete mit der Kugel — das ist doch alles so klar, daß jedes Kind es verstehen könnte."

Frau Eva war einen Augenblick in sich zusammengesunken. Dann richtete sie sich wieder stolz auf.

"Er ist dennoch unschuldig," sagte sie, "zwischen uns ist nie ein Wort von Liebe gewechselt worden."

"Im Uebrigen wird es Sache der Gerichte sein,

seine Schuld oder Unschuld nachzuweisen," rief der Baron, "meine Sache aber ist es, dafür zu sorgen, daß wir so schnell als möglich Vorbeck verlassen. Morgen reisen wir."

"Ich werde nicht reisen," erklärte Frau Eva, "jetzt, nachdem Sie mir gesagt haben, daß mein Name in diese Sache verflochten ist, jetzt ist mein Platz hier, in der Nähe des unschuldig Angeklagten."

"Sie werden es mir gefälligst überlassen, zu bestimmen, wo Ihr Platz ist," brauste der Baron auf, den dieser unerwartete Widerstand völlig aus der Fassung gebracht hatte. "Glauben Sie, daß ich ein Schwächling bin wie mein Bruder es war, den Sie bis an seinen Tod beherrschten und dessen thörichtes Testament sie wahrscheinlich dictirten? Ich habe mich in all' dieser Zeit verwundert, daß Sie das alles fertig gebracht hatten — es scheint aber, daß ich Sie bisher nicht kannte, daß Sie erst heut Ihr wahres Gesicht herauskehren. Sie operiren klug, wie es scheint, aber Sie haben sich doch verrechnet. So schwer das Ereigniß auch ist, das mich betroffen hat, zum Schwächling hat es mich nicht gemacht und meinen Willen werde ich durchzusetzen wissen."

Mit weit geöffneten Augen hatte Frau Eva ihn angeblickt. Erschreckt — entsetzt. Aber nicht erschreckt, weil sie ihn fürchtete, sondern erschreckt von der Niedrigkeit seiner Auffassungen, erschreckt, weil sie fühlte, daß sie den Mann, in dem sie bisher den Bruder ihres Gatten geehrt hatte, von nun an verachten würde. Dieses Gefühl drückte sie nieder, gab ihr aber auch zugleich eine bisher von ihr selbst nicht geahnte Festigkeit und Empfindung eigener Kraft.

"Jedes weitere Wort zwischen uns wäre zu viel," sagte sie, "ich werde thun, was ich für Recht halte."

Sie wandte sich ab und verließ das Zimmer, in dem der Baron heftig auf- und abschrift.

Ihre Stiefmutter trat ihr entgegen.

"Ich weiß mir keinen Rath mit Irene, klagte sie, das Mädchen geberdet sich wie außer sich, alle meine theilnehmenden Worte weist sie schroff zurück, ich weiß gar nicht mehr was ich sagen und denken soll."

"Irene?" — Gedankenschnell durchzuckte es Frau Eva. Wie, wenn sie Karl nahe gestanden hätte — wenn sie über seinen Tod etwas wüßte?

"Ich will zu ihr gehen," sagte sie, "bitte, laß uns allein, Mama."

Frau Eva war mit einem Schläge verändert, sie war entsetzt über Karl's plötzlichen Tod und Horst's Verhaftung, aber dieses Entsetzen gestaltete sich in ihr zu einer großen Begeisterung für eine plötzlich vor ihr stehende Lebensaufgabe um. Dahin war ihre apathische Ruhe, sie mußte handelnd ein-

greifen in den Lauf der Dinge: sie mußte Horst retten. Das Andenken an den Todten wich zurück vor dem Gedanken an den Lebenden. Sie trat in das Zimmer, in dem Irene saß. Es war dasselbe, in dem Karl sonst gewohnt hatte. Irene hob den Kopf bei ihrem Eintritt und vergrub dann sofort wieder ihr Gesicht in den Händen.

Frau Eva trat an ihre Seite und legte ihre Hand auf den Scheitel der Weinenden.

"Irene," begann sie leise, "was hast Du?"

"O, laß mich, laß mich!"

"Irene, denke daran, daß Du mich lieb hattest, als Du noch ein Kind warst. Vergiß, daß wir uns fremd wurden in der späteren Zeit, habe Vertrauen zu Deiner Schwester!"

"Was willst denn Du von mir, Du, Du, die ihn heirathen wolltest!"

"Das wollte ich nicht, Irene."

"Das wolltest Du nicht?"

"Nein — wenn ich ihn geliebt hätte, könnte ich dann jetzt so ruhig sein? Aber Du, Irene, Du hast ihn geliebt und deshalb komme ich jetzt zu Dir. Dir hat er nahe gestanden, nicht wahr, Du weißt mehr von ihm als wir alle, Du weißt auch oder ahnst doch vielleicht, wie das Furchtbare geschehen konnte?"

"So weißt Du es also," schluchzte Irene, "o, ich bin eine Elende, ich bin schuld an seinem Tode!"

"Kind, was sprichst Du da, aber komm, erzähle mir Alles, erleichtere Dein schweres Herz, meine arme Schwester."

Sie zog Irene sanft an sich und diese schlang, einem plötzlichen Impulse folgend, beide Arme leidenschaftlich um sie.

"Ich habe ihn in den Tod getrieben," flüsterte sie, "denn er liebte mich und wollte mit mir nach Amerika fliehen, und ich hatte nicht den Muth nein zu sagen, so lange er vor mir stand, noch weniger aber wollte ich ihm über das Meer folgen; ich schrieb ihm daher, daß ich unter diesen Verhältnissen nicht die Seine werden könnte, ich legte den Brief in sein Zimmer — er hat ihn gefunden und hat sich den Tod gegeben. O, ich möchte am liebsten auch sterben! Ach Eva, ich bin zu unglücklich!"

"Kind, Kind," beschwichtigte Frau Eva, "wie ist es möglich, daß er sich den Tod gegeben hat, er war ja waffenlos."

"Vielleicht hatte er den Affessor um seine Büchse gebeten und dieser will es nun nicht sagen, vielleicht besaß er auch eine Waffe und man hat sie ihm weggenommen — ach, ich weiß ja nicht, wie es geschehen konnte, ich weiß nur, daß er todt ist, todt, durch meine Schuld."

"Das alles kann nicht sein, Irene, weißt Du

genau, daß er Deinen Brief erhalten hat? Durch wen schicktest Du ihn?"

"Ich schickte ihn gar nicht, ich legte ihn hier in sein Zimmer, auf seinen Schreibtisch. Jetzt ist der Brief fort, er muß ihn also doch gefunden haben."

Frau Eva zündete eine Kerze an und trat an den Schreibtisch.

"Wohin hast Du den Brief gelegt?"

"O, gleich vorn hin, er ist nicht da, ich habe schon nachgesehen."

Frau Eva bückte sich und schob den Teppich bei Seite. Da, auf dem Boden lag ein zusammengefaltetes Couvert. Es war an Karl Herfall adressirt und uneröffnet. Mit einem Schrei war Irene aufgesprungen und hatte den Brief an sich gerissen. Sie überzeugte sich, daß er geschlossen war und sank stumm in Frau Eva's Arme.

"O Gott sei Dank, Gott sei Dank," murmelte sie, "ich bin nicht schuldig an seinem Tode."

Frau Eva ließ ihr Zeit, sich zu fassen, dann sagte sie mit leiser, eindringlicher Stimme:

"Irene, willst Du mir helfen, einen Unschuldigen zu retten? Der Assessor von Hagen ist unter Anklage des Mordes verhaftet worden, man hat seiner That das unsinnige Motiv der Eifersucht meinetwegen untergeschoben. Dein Brief an Karl wird beweisen, daß dieser Dir nahe stand, daß er nicht daran dachte, die Pläne seines Vaters zu realisiren, und daß er daher unmöglich eifersüchtige Regungen in Herrn von Hagen erwecken konnte — selbst wenn dieser ein Interesse an mir gehabt hätte, wovon ich nichts weiß. Willst Du mir den Brief überlassen?"

"O Eva, Du hast mir das Leben wiedergegeben, indem Du das furchtbare Schuldgefühl von meiner Seele fortgenommen hast, ich will Alles thun, was Du verlangst."

"Gut, Irene, ich nehme Dich bei'm Wort. Mein Schwager will morgen abreisen. Wir beide, Du und ich, wir sind hier nöthig, weil unser Zeugniß dem Angeklagten nützen kann. Bleibe bei mir, willst Du das?"

"Eva — sie werden es nicht erlauben!"

"Sie? Wen meinst Du? Ich bin majorenn, denke ich, und kann über mein Thun und Lassen selbst entscheiden. Dich freilich kann ich nicht zwingen hier zu bleiben und mir zu helfen, aber ich bitte Dich darum!"

"Und ich will es, Eva, ich will auch Mama bereden zu bleiben. O, ich habe nie so sehr wie heut gefühlt, wie schlecht und leichtsinnig ich bin — wenn ich Karl nicht in den Tod getrieben habe, so habe ich doch mit seinem guten, treuen Herzen gespielt — vielleicht nimmt der Himmel es als Sühne an, wenn ich, ohne mich selbst zu schonen,

Alles sage, was zwischen uns vorgefallen ist — besonders wenn das, wie Du meinst, dem armen Assessor helfen kann."

"Ich danke Dir, Irene, von jetzt ab sind wir also wieder Schwestern und Bundesgenossinnen, nicht wahr?" — Im Hausflur hörte man die Stimme des Barons, welcher befahl, daß die Koffer gepackt werden sollten.

Frau Eva öffnete die Thür und trat ihm entgegen.

"Ich lasse Ihre Sachen packen, Eva," sagte er, "ich bin überzeugt, daß Sie sich bis Morgen eines Besseren besonnen haben werden. Sie können doch unmöglich allein hier bleiben."

Frau Eva sah ihn ernst und ruhig an.

"Was Sie mit meinen Sachen machen lassen, ist mir gleichgültig," sagte sie. "Was meine Person anbetrifft, so werde ich hier bleiben, und zwar nicht allein — Irene und meine Kammerjungfer werden nicht abreisen."

"Werden nicht abreisen? Nun, das will ich doch sehen! Ich habe bisher geglaubt, mit einer vorübergehenden Laune zu thun zu haben und bin nachsichtig gewesen. Jetzt bestimme ich, daß Sie alle abreisen, unwiderruflich!"

"Und wer giebt Ihnen das Recht dazu?"

Der alte Herr stand Frau Eva mit geröthetem Gesicht und weitaufgerissenen Augen gegenüber.

"Das Recht? das Recht?" wiederholte er. "Ich möchte doch sehen, wer mir das Recht bestreiten wollte, hier zu bestimmen."

"Ich bestreite es, weil ich es in Allem, was meine Person betrifft, für mich selbst in Anspruch nehme. Im Uebrigen halte ich hier einen Brief in der Hand, der beweist, daß von einer Rivalität zwischen Karl und Hagen nicht die Rede sein konnte — ich will zu Ihrer Ehre glauben, daß Sie darüber im Zweifel waren — jetzt, wo diese Zweifel leicht zu heben sind, werden Sie begreifen, daß wir neben den Pflichten gegen das Andenken des Todten auch Pflichten gegen einen Lebenden zu erfüllen haben. Ich nehme diese Pflichten auf mich und werde ihnen nachkommen. Zu diesem Zwecke bleibe ich hier. Komm Irene!"

Sie schritt an ihm vorüber, ihrem Zimmer zu, und er wagte jetzt nicht, ihr zu folgen.

IX.

In einem weiß getünchten Zimmer, dessen einziges Fenster durch starke Eisenstäbe verdunkelt wurde, saß Horst an einem Tisch von unpolirtem Holz und schrieb einige Briefe.

Eine hohe Mauer, welche dem Fenster gegenüber stand, gestattete dem Tageslicht nur spärlich

einzubringen und ließ das Zimmer noch frostiger und ärmllicher erscheinen als es ohnehin war.

Horst hatte einen Brief beendet und stützte den Kopf in die Hand.

„So,“ sagte er, „meine Geschäfts-correspondenzen wären damit erledigt — und Privatbriefe habe ich nicht zu schreiben. Es ist mir sehr gleichgültig, ob meine sogenannten Freunde ein paar Tage früher oder später ihre neugierig-theilnahm'svollen Gesichter schneiden, wenn sie von meinem Mißgeschick hören — und Menschen, die um meinethwillen ernstlich in Sorge gerathen könnten, habe ich ja nicht. Das ist eigentlich günstig in meinem Fall — wenn's nur nicht so traurig wäre! Irgend ein Zufall wird ja wohl meine Unschuld erweisen — aber wer fragt danach? Wer vermißt mich?“ Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich seiner, eine apathische Theilnahmlosigkeit an seinem Schicksal. Gewaltig schüttelte er diese Stimmung von sich ab und versuchte, klar und sachlich über die Ereignisse der letzten Tage nachzudenken. Aber es gelang ihm nicht. Ihm war, als habe eine feindliche Macht plötzlich in sein Leben eingegriffen, alle Fäden verwirrend. Er hatte den Kopf auf die Arme herabgesenkt und versuchte mit geschlossenen Augen, sich die Bilder der letzten Tage klar vor die Seele zu führen. Aber da war bald ein Bild, das all die andern verdrängte. Er sah Frau Eva vor sich mit ihrem resignirten Gesicht und plötzlich fuhr er empor. Sie konnte ihn nicht für schuldig halten, sie durfte es nicht!

Schritte wurden draußen auf dem Corridor laut, Schlüssel rasselten. Jetzt hielten die Schritte vor seiner Thür, kreischend drehte sich der Schlüssel im Schloß. Er hörte die Stimme des Schließers sagen:

„Eine Viertelstunde haben Sie Zeit“ — dann wurde die Thür geöffnet. Durch das derselben gegenüberliegende Corridorfenster drang ein breiter Strahl rothen Sonnenlichtes in das Zimmer, und umfluthet von seinem Schimmer trat eine schlante, schwarzgekleidete Frau über die Schwelle.

„Sie hier — mein Gott, mein Gott, Sie hier!“ stammelte Horst.

Frau Eva nickte leicht mit dem Kopf, aber sie hielt die Hände fest in einander gefaltet, ohne sie ihm entgegenzustrecken.

„Man hat mir nur sehr kurze Zeit bewilligt, wir dürfen keinen Augenblick verlieren,“ sagte sie, leise und hastig sprechend, während ihre Augen auf das vergitterte Fenster gerichtet waren und sie es vermied, Horst's Blick zu begegnen.

„Wie soll ich Ihnen danken, daß Sie zu mir kommen!“

„Nein, nein, das will ich nicht, nur — Sie sollen wissen, daß ich in Lorbeck geblieben bin und

II. 2.

Sie sollen mir erzählen, was Sie von Karl Herfalls Beziehungen dort wußten — alles, alles!“

„Aber ich weiß nicht mehr als Sie!“

„Doch, doch, bestimmen Sie sich nur, es muß irgend etwas geben, das auf die rechte Spur führt!“

„Sie wissen, daß ich unschuldig bin, nicht wahr?“

Tiefe Röthe flammte auf Frau Eva's Wangen auf.

„Sie wissen ja, daß Alles, was man in dieser Beziehung sagte, nicht wahr ist, Alles, Alles,“ rief sie erregt. „Irene und ich, wir haben ausgesagt, was wir wußten — aber das bezieht sich doch nur auf etwas, was zwischen Karl und Irene vorgefallen ist — sein Tod wird dadurch nicht erklärt.“

„So wußten Sie, daß Karl und Irene verlobt waren? Und Sie sind um meinethwillen zum Richter gegangen, Sie beschäftigen sich mit meiner Angelegenheit?“

„Ich bitte Sie, lassen Sie mich aus dem Spiele — was mich betrifft — Sie sehen es ja, ich bin aufgewacht, das ist Alles! Aber nun sprechen wir von Ihnen. Bestimmen Sie sich! hat Karl Ihnen nie etwas von Beziehungen oder Begegnungen mit Anderen erzählt — haben Sie nie bemerkt, daß er noch andere Menschen kannte, die nicht zu unserem Kreise gehörten?“

„Ich grübele darüber nach, seit ich hier bin und eine Idee, wenn Sie wollen ein Verdacht, ist dabei allerdings in mir aufgestiegen, aber derselbe ist so wenig durch Beweise zu belegen, daß ich nicht glaube, damit durchdringen zu können. Auch möchte ich keinen Unschuldigen verdächtigen.“

„Was ist das für ein Verdacht? Erzählen Sie, sprechen Sie schnell.“

„Ich begegnete einmal im Walde einem jungen Menschen im Jägerrock, dessen Benehmen so sonderbar war, daß ich ihn für betrunken hielt. Später erzählte mir Karl, daß er Rosen für Irene in der Colonnade gekauft und daß ihn darauf dieser selbe junge Mensch im Jägerrock in sonderbaren Ausdrücken vor diesen Rosen gewarnt hatte. Die Blumenverkäuferin in der Colonnade war die Tochter des Försters, Paul machte ihr den Hof, wenn man das so nennen kann — der Förster hat einen jungen Hülfjäger bei sich —“

„Und dieser liebte das Mädchen, wahrscheinlich warnte Karl deshalb, den man ihm als Baron Herfall bezeichnete und auf den er eifersüchtig war, und hielt auch späterhin Karl für Paul —“

„Sie vollenden meinen Gedankengang, Baronin.“

„Jeder müßte das, der die Sache vorurtheilslos betrachtete! O, Gott sei Dank, jetzt haben wir den Faden, der uns aus diesem Labyrinth führt!“

„Noch nicht ganz,“ meinte Horst.

„Die Gerichte werden wenig mit diesem Faden anzufangen wissen. Mir ist dieser mögliche Zusammen-

hangend hier eingefallen und meine Erinnerung an den jungen Menschen im Jägerrothe ist eine so vage, daß ich nicht sagen könnte, er und der Hülsjäger seien ein und dieselbe Person gewesen. Der letztere hat außerdem sein Alibi nachgewiesen, er war zu Hause, während die That geschah und seine Büchse fand sich rein und anscheinend ungebraucht am Morgen vor. Auch beruht unser „Faden“ auf bloßen Hypothesen und erweist sich als Hirngespinnst, wenn zwischen der Försterstochter und dem Hülsjäger kein Liebesverhältniß gespielt hat. Paul ist nicht da, den man befragen könnte — auf meine bloßen Träume hin wird man keinen Verdacht gegen den jungen Menschen hegen — auch möchte ich ihn, wenn er unschuldig ist, nicht in Ungelegenheiten bringen.“

„Er ist aber nicht unschuldig, es ist unmöglich, daß er es ist und es wird nicht unmöglich sein, die Wahrheit herauszubringen. Ich will nach der Försterei, ich will dort nachfragen — o, wenn ich nur nicht so weltfremd, so ungewandt im Verkehr mit Menschen wäre!“

„O Baronin, als Sie eintraten, strömten die Strahlen der Abendsonne mit Ihnen zugleich in meine düstere Zelle, das war ein gutes Omen!“

„Möchte es so sein! Jedenfalls wollen wir nicht den Muth verlieren. Es liegt jetzt alles daran, Beweise für Ihre Vermuthung zu schaffen, nicht wahr?“

„Allerdings!“

„Nun sehe ich meine Aufgabe klar vor mir. Leben Sie wohl, mein Freund, ich höre schon die Schritte des Schließers draußen auf dem Gange. Und ich weiß ja nun auch, was ich wissen wollte!“

„Baronin, wenn ich Ihnen sagen könnte, wie glücklich es mich macht, sie so thatbereit zu sehen —“

„Still, still, von mir ist hier nicht die Rede.“

Der Schließer unterbrach die Unterredung. Frau Eva folgte ihm. Draußen vor der Thür preßte sie die Hände auf ihr hochklopfendes Herz.

„O, wenn ich ihm die volle Sonne und die Freiheit wiedergeben könnte!“ seufzte sie. Sie eilte nach dem Gasthof zurück, wo Irene sie erwartete. Am liebsten wäre sie sofort nach der Försterei gefahren, um Erkundigungen über den Forstgehilfen einzuziehen. Eine Kastlosigkeit hatte sich ihrer bemächtigt — ihr war, als veräume sie in jeder müßigen Viertelstunde eine Gelegenheit, Horst zu helfen. Dennoch gab sie Ireneu Recht, welche ihr vorstellte, daß ein nächtlicher Besuch in der Försterei nur Aufsehen erregen und schwerlich etwas nützen würde. Ungeduldig erwartete sie den nächsten Morgen. Sobald die Colonnaden mit ihren Läden geöffnet waren, begab sie sich dorthin und suchte die Blumenverkäuferin auf. Das Mädchen kannte die neue Kundin nicht. Es sah sehr blaß

aus und hatte rothgeweinte Augen. Frau Eva bestellte einen Strauß weiße Rosen und sagte dann:

„Der Baron Paul Herfall hat mich an Sie empfohlen, er lobte Sie und Ihre Blumen sehr.“

Eine seltsame Veränderung ging mit dem Mädchen vor. Ihr blaßes Gesicht erglühte, ihre Augen bekamen Glanz und Leben.

„O, Sie kennen den Herrn Baron, gnädige Frau?“

„Ja, ich bin aus seiner Gegend, sogar verwandt mit ihm.“

„Verwandt mit ihm! O, dann wissen die gnädige Frau gewiß seine Adresse, er reiste so plötzlich ab und ich habe noch eine kleine Rechnung —“

„Nun, die könnte ich ja für ihn bezahlen — ich sehe ihn, sobald ich zurückkehre.“

„O, das eilt ja nicht — ich wollte nur für alle Fälle die Adresse wissen.“

Das Mädchen schauerte zusammen, ihre Hände zitterten sichtbar.

„Sie haben Fieber,“ sagte Frau Eva, „Sie sollten den zügigen Platz hier aufgeben —“

„O ja, ich bin krank, aber das geht vorüber. Wenn ich nur eine Stelle wüßte, wo ich unterkommen könnte, ich bliebe gewiß nicht hier. Wenn die gnädige Frau vielleicht hören, daß ein Hausmädchen gebraucht wird oder eine Schließerin, ich bin geschickt zu allerlei Arbeiten.“

Audere Kunden unterbrachen das Gespräch. Frau Eva zog sich zurück. Das Gebahren des Mädchens hatte Frau Eva die Ueberzeugung gegeben, daß dasselbe mit Paul in nahen Beziehungen gestanden haben mußte. Es blieb nun noch zu erforschen, welcher Art ihr Verhältniß zu dem Hülsjäger sei, um weitere Schlüsse daraus ziehen zu können.

Am Nachmittage fuhr Frau Eva, von Irene begleitet, nach der Försterei, welche manchmal von Badegästen besucht wurde, sodaß ihr Erscheinen dort nichts Auffallendes hatte. Als nahe Verwandte Karl Herfalls erschien es auch natürlich, daß sie die Stelle sehen wollte, wo er zuletzt im Leben gewohnt hatte. Sie bat den Förster, ihr den Schießplatz zu zeigen und ihr die Vorgänge jenes Nachmittags zu erzählen.

Ihr Herz zog sich schmerzhaft zusammen bei den Verdächtigungen Horst's, mit denen der Förster bei dieser Gelegenheit nicht zurückhielt und bei seiner ganzen gehässigen Darstellungsweise, aber sie beherrschte sich vollkommen und machte den Alten ganz redselig und zutraulich.

„Sehen Sie, gnädige Frau,“ sagte er, „ich rede gern so über dies und das mit meinen Gästen und bin gewöhnt, daß man mir lebenswürdig begegnet. Aber bei dem Herrn Assessor, da war keine Rede

von so etwas. Er zeigte mir gleich von Anfang an, daß ich ihm lästig sei. Na, damals wußte ich noch nicht weshalb — aber es kam mir gleich so vor, als ob er etwas im Schilde führte. Ja, das war damals eine böse Nacht und seitdem ist es, als ob ein Fluch auf dem Hause läge. Meine Tochter hat sich die Sache so zu Herzen genommen, daß sie krank ist seitdem, mein Hülfsjäger schleicht umher, als ob er das Fieber hätte, und ich, wenn ich die Augen schließe, so ist mir, als sähe ich das blasse Gesicht des armen jungen Herrn Barons vor mir.

„Das kann ich mir denken,“ meinte Frau Eva, „sonst mag es freilich heiterer in Ihrem Hause zugegangen sein. Wo zwei junge Leute beisammen sind, wie Ihre Tochter und Ihr Gehülfe —“

„Ja, ja, ja, die gnädige Frau haben ganz Recht, die jungen Leute sind sonst meine Freude gewesen. Der Hülfsjäger ist ein tüchtiger Bursche, schneidig wie nur einer, dabei gebildet — so gewandt mit der Feder, wie ein Schreiber —“

„Und das Förstertöchterlein ist ein hübsches Mädchen,“ warf Frau Eva dazwischen.

Sie suchte dabei unbefangen auszusuchen, aber das Herz klopfte ihr zum Zerpringen.

„Na, es macht sich, es macht sich,“ meinte der Förster.

„Und die Beiden sollen gewiß ein Paar werden,“ fuhr Frau Eva fort.

„Die gnädige Frau sind zu gütig, sich dafür zu interessieren — aber es hat mir freilich geschienen, als ob so etwas zwischen der Rosel und dem Herrmann im Gange wäre und ich hätte es gern gesehen. Aber — wie das so zwischen jungen Leuten zu gehen pflegt, das Mädchel hat sich wohl mit ihm gezannt — spricht jetzt immer davon, daß sie sich vermieten wollte, als Stubenmädchen oder Kammerjungfer, obgleich sie es nicht nöthig hat, und der Hülfsjäger spricht überhaupt nicht mehr. Na, ich hoffe immer, sie werden sich wieder vertragen.“

Frau Eva durchzuckte ein plötzlicher Gedanke.

„Wollen Sie darüber Gewißheit haben, wie die Beiden mit einander stehen, Herr Förster?“ fragte sie.

„Freilich möchte ich es, aber —“

„Ich habe Ihre Tochter gesehen und sie hat mir sehr gut gefallen. Da dieselbe, wie sie sagen, sich vermieten will, könnte ich sie vielleicht mit mir nehmen. Wenn ich das dem Hülfsjäger sagte —“

„Ja, freilich, dann würde er wohl Farbe bekennen müssen, aber die gnädige Frau sind wirklich zu gütig —“

„Ich würde nur in meinem eigenen Interesse handeln, denn, wenn ich das Mädchen nähme, müßte ich doch vorher wissen, ob sie auch frei ist.“

„Freilich, freilich!“

„Also abgemacht. Sie geben dem Hülfsjäger Ordre, daß er uns heute nach Hause begleitet — ich wollte Sie ohnehin darum bitten, denn ich wollte den Rückweg zu Fuß machen und fürchte ihn zu verfehlen. Nicht wahr, Irene, wir sprachen schon auf dem Heimwege davon?“

Irene, welche inzwischen die kleine Wirthschaft der Försterei besahen und durch ihr Lob den Förster in die allerbeste Laune versetzt hatte, bejahte. Plaudernd saßen alle drei noch im Garten zusammen, bis der Hülfsjäger aus dem Walde zurückkehrte. Er war ein junger Mann, dessen bartloses, nichts sagendes Gesicht Frau Eva's Erwartungen bedeutend herabdrückte. Konnte ein Mann, der so Zuchtbares auf sich geladen hatte, so aussehen?

Der Auftrag des Försters machte ihm übrigens offenbar keine Freude, was indessen natürlich erscheinen mußte, da er wahrscheinlich ermüdet war. Schweigend schloß er sich den Damen an.

Ein leiser Schauer überrieselte Frau Eva, als sie mit ihm in den Waldesschatten traten, doch sagte sie mit möglichst unbefangener Stimme:

„Sie waren auch dabei, als man meinen armen Neffen, den Baron Herfall aus dem Walde trug, nicht wahr?“

Der Hülfsjäger, der theilnahmslos vor sich hingestarrt hatte, blickte plötzlich auf.

„Ihren Neffen?“ wiederholte er.

„Ja — ach Sie wissen nicht, daß ich die Baronin Herfall bin. Der Förster hat es Ihnen nicht gesagt?“

„Nein —“ Der Hülfsjäger murmelte ein paar unverständliche Worte.

„So wissen Sie wohl auch nicht, daß ich des Försters Töchterchen engagiren und mit mir nach Ungarn nehmen will, wenn das Mädchen einverstanden ist? Mein Neffe, der Bruder des Verstorbenen, hat mir viel Gutes von ihr erzählt.“

Der Hülfsjäger bewegte die Lippen, ohne ein deutliches Wort auszusprechen.

Frau Eva schwieg. Sie hatte eine besondere Wirkung dieser Mittheilung erwartet. Aber der junge Mensch an ihrer Seite schritt wortlos weiter, die Augen ebenso starr vor sich hin gerichtet wie vorher. Ein flüchtiges Zucken lief manchmal über sein Gesicht, verschwand aber ebenso schnell, als es gekommen war.

Frau Eva wurde unheimlich zu Muth. Irene schien ein Gleiches zu empfinden, denn sie drückte den Arm ihrer Stiefschwester fester an sich und beide beschleunigten ihre Schritte.

Endlich, als die Thürme von Lorbeck schon vor ihnen auftauchten, nahm Frau Eva noch einmal allen Muth zusammen und sagte:

„Ich hoffe, das Mädchen wird mit mir gehen, da ihr Vater einverstanden ist.“

Der Hülfsjäger hob den Kopf, ließ ihn aber sogleich wieder sinken. Dann ging er mit so schnellen Schritten voran, daß die beiden Frauen kaum zu folgen vermochten.

Am Eingange des Bades holtten sie ihn ein.

„Ich wollte Ihnen noch etwas für die Mühe des Weges geben,“ sagte Frau Eva, ihm ein Geldstück entgegenreichend, doch er streckte die Hand nicht danach aus, grüßte nur kurz und entfernte sich dann, mit eiligen Schritten um die nächste Ecke bieugend.

X.

Frau Eva war sehr niedergeschlagen über den geringen Erfolg ihrer gestrigen Unternehmung, denn, wenn sie auch nun wußte, daß die Rede von einer Heirath zwischen der Förstertochter und dem Hülfsjäger gewesen war, so schien dieser sich doch die mögliche Entfernung des Mädchens nicht sonderlich zu Herzen zu nehmen, trotzdem es sich um eine Uebersiedelung in Paul Hersall's Nähe handelte. Am frühen Morgen des nächsten Tages war Frau Eva schon in der Colonnade gewesen, hatte aber, da es Sonntag war, den Blumenladen geschlossen gefunden. Sie beschloß nun, an Paul zu schreiben, ihm den Stand der Dinge und ihre Vermuthungen mitzutheilen und ihn zu bitten, nichts zu unterlassen, was er etwa zur Klärung der Angelegenheit beitragen könne. Der Brief wurde ihr schwerer, als sie geglaubt hatte und gegen Mittag war sie immer noch nicht damit zu Stande gekommen. Irene hatte alle Mühe, die Mama Seiger zu verhindern, Eva zu stören. Die alte Dame hatte sich auf Wunsch ihrer Tochter ebenfalls entschlossen, in Vorbeck zu bleiben, wo sie keine Gelegenheit verfehlte, Frau Eva zu sagen: daß sie ihr mit Freunden das Opfer brächte, an ihrer Seite zu bleiben, und allen sonstigen Bekannten zu versichern, daß sie mit schwerem Herzen wieder einmal den Schrullen ihrer Stieftochter nachgegeben hätte.

Endlich nahm Irene die unruhige Mama zu einem Spaziergange in den Park mit. Frau Eva überlas soeben den dritten Brief, nachdem sie die zwei vorhergehenden zerrissen hatte und fand auch an diesem allerlei anzusehen.

Da meldete ihre Kammerjungfer den alten Förster. Frau Eva ging ihm entgegen. Der alte Mann küßte weinend ihre Hand und bat sie, zu seiner Tochter zu kommen, die schwer krank bei ihm liege und ihr allerlei Wichtiges mittheilen wolle.

„Es hat sich Furchtbares bei uns ereignet,“ sagte der Alte. „Heut' in der ersten Frühe habe ich meine Tochter wie todt und in ihrem Blute schwimmend auf der Schwelle der Hausthür gefunden. Der Arzt giebt zwar Hoffnung, aber die

Kofel ist sehr schwach und verlangt immer nur nach Ihnen. Mein Hülfsjäger ist spurlos verschwunden — weiß Gott, was zwischen den beiden vorgefallen ist.“

Frau Eva bestellte sofort einen Wagen und eilte nach der Försterei. Sie fand das Mädchen bewußtlos, doch gab der anwesende Arzt Hoffnung auf ihre Herstellung, da die Wunde keine edleren Theile berührte und nur die Schwäche in Folge des Blutverlustes zu überwinden war.

Frau Eva kehrte in fieberhafter Erregung nach Vorbeck zurück. Glaubte sie doch die Katastrophe, von welcher das Mädchen betroffen worden war, mit heraufbeschworen zu haben und die Schuld des Hülfjägers erschien ihr jetzt zweifellos. Sie schickte eine Diakonissin zur Pflege der Kranken hinaus, fügte dem Briefe an Paul ein Postscriptum bei und machte sich eben fertig um nach der Stadt zu fahren, als ein Wagen vor dem Hause hielt.

Ein eiliger Tritt näherte sich Frau Eva's Thür. Sie horcht auf. Man klopf.

„Es wird der Doktor sein,“ denkt sie und ruft „herein.“

Die Thür fliegt auf und auf der Schwelle steht Horst von Hagen.

„Mein Gott!“ ruft Frau Eva und hält sich mit beiden Händen an dem Schreibtisch fest.

Jetzt steht er vor ihr, hält ihr die Hände entgegen und blickt sie mit glänzenden Augen an, mit Augen, die eigentlich jedes weitere Wort überflüssig machen würden, wenn Frau Eva darin lesen wollte. Aber wie soll sie in seinen Augen lesen, da sie noch gar nicht begreifen kann, daß er wirklich vor ihr steht. Er findet im ersten Augenblicke kein Wort. Erst als er ihre Hände in der seinen hält, sagt er:

„Ich bin frei, der Schuldige hat sich heut gestellt.“

„Frei? Frei?“ „O, Gott sei Dank!“

„Ja,“ ruft er, „Gott und Ihnen! O Eva, wird mein ganzes Leben genügen um Ihnen zu danken?“

„Mir? Ich habe ja nichts gethan, gar nichts!“

„Sie sind erwacht, Dornröschen, erwacht in der Sorge um mich, und nun — ich kann nicht anders, ich muß Sie in dieser ersten, glückseligen Freiheitsstunde auch gleich fragen: sind Sie nur erwacht für den unschuldig Leidenden, oder — Eva, Dornröschen, ist nicht bloß Ihr Geist und Ihre Thakraft — ist auch Ihr Herz erwacht? Daß das meine Ihnen gehört schon seit unserer ersten Begegnung im Walde, das wissen Sie, nicht wahr?“

Sie antwortet mit keinem Wort. Aber er erwartet auch keins; seine Arme umschlingen sie und er küßt die Antwort von ihren Lippen.

* * *

In der Nacht hatte sich der Hülfsjäger Hermann Kralle bei dem Amtsrichter melden lassen. Er hatte erklärt, daß er nicht weiter leben wolle mit einer Doppelschuld auf dem Gewissen. Er habe jenen seine Geliebte, die Tochter seines Försters, erstochen, weil sie zu ihrem Liebhaber nach Ungarn gehen wollte, und er habe auch damals den Baron Herfall, den er irrtümlicher Weise für seinen Nebenbuhler gehalten, erschossen. Der Irrthum war um so leichter gewesen, als Paul damals in der Försterei erwartet wurde. Der Hülfsjäger hatte inzwischen durch einen aus Lorbeck kommenden Holzschläger erfahren, daß die Kosel eben für jenen Abend ein zärtliches Rendez-vous mit dem jungen Herfall verabredet hatte. Als er nun in die Försterei kam und hörte, der junge Herfall sei dort gewesen, sei aber wieder nach Lorbeck zurückgekehrt, sah er darin eine Bestätigung des Rendez-vous und beschloß sofort daselbe zu verhindern, den Baron zur Rückkehr nach der Försterei aufzufordern, oder ihn, wenn er sich weigerte, das Mädchen aufzugeben, nieder zu schießen. Er zog sich in seine Kammer zurück, schloß diese ab und sprang dann aus dem Fenster, das unmittelbar in den Wald führte. Querwaldein rannte er nun bis zu dem Punkte, wo der Fahrweg nach Lorbeck einmündete und erreichte, wie er richtig berechnet hatte, diesen Weg vor dem Baron. Als dieser kam, war es schon schummerig im Walde. Der Gedanke, daß der leichtfertige Baron jetzt zu seiner Liebsten schleichen wollte, übermannte den jähzornigen Menschen und, ohne die beabsichtigte Frage an jenen zu stellen, von deren Wirkungslosigkeit er ohnehin überzeugt war, schoß er den vermeintlichen Murrpator seiner Rechte nieder, darauf kehrte er in seine Kammer zurück, putzte sein Gewehr und wartete die kommenden Dinge ab. Er kannte die Brüder Herfall nur vom Sehen, ihre Aehnlichkeit war groß, und da in der Försterei immer nur von Paul die Rede gewesen war, kam ihm der Gedanke, daß er den älteren Bruder vor sich haben könnte, gar nicht. Paul war dann abgereist, ohne Kosel wiederzusehen und der Hülfsjäger, dem sein Irrthum später klar geworden war, hatte geglaubt, mit seinen Gewissensbissen fertig werden und die Kosel nun ungehindert heirathen zu können. Da hatte er erfahren, daß diese Paul folgen wollte. Er hatte sie darüber zur Rede gestellt, es war zum Streite zwischen ihnen gekommen, und als die Kosel die Vermuthung ausgesprochen hatte, daß er wohl der Mörder Karl Herfall's sei und die Versicherung daran knüpfte, daß sie niemals die Seine werden, sondern ganz bestimmt nach Ungarn gehen würde, da hatte er sie niedergestochen. Als er sie dann leblos und

blutüberströmt vor sich liegen sah, hatte er sich verzweifelnd selbst dem Gerichte ausgeliefert.

Als Frau Eva aus dem Glücksrausch, in den sie Horst's Rückkehr verjagt hatte, erwachte, galt ihr erster Gedanke der verwundeten Försterstochter.

„Alles was zur Rettung des Mädchens geschehen kann, soll geschehen,“ sagte Eva, „ich werde jedenfalls hier bleiben, bis eine Entscheidung in dieser Beziehung eingetreten ist und ihre Pflege persönlich leiten.“

„Dann wird sie sicher gesund,“ meinte Horst zuversichtlich. Dann sah er Frau Eva fragend an.

„Und nachher?“

„Nachher werde ich nicht wieder einschlafen,“ gab sie mit einem leisen Lächeln zurück. „Ich glaube wirklich, daß es gar nicht so schwer sein wird, einen Ausweg aus all den Hindernissen meiner Freiheit, die mir so unüberwindlich schienen, zu finden. Ich habe viel, sehr viel gelernt in dieser letzten Zeit.“

Er küßte ihre Hand.

„Nein, Dornröschen. Neues gelernt hast Du nicht. Du hast nur Dich selbst wiedergefunden!“

Epilog:

Auf den ungarischen Gütern haust der alte Baron Herfall mit seinem Sohne Paul, der ein ernsthafter junger Mann geworden sein soll, und mit größter Gewissenhaftigkeit dafür sorgt, daß die Dotationen, mit denen die frühere Besitzerin das hübsche, von großem Garten umgebene Wittwenhaus ausgestattet hat, pünktlich an die damalige Inassin desselben, die alte Frau von Seiger, verabsolgt werden. Die hübsche Irene ist mit dem Rittmeister in der nächsten Garnison verlobt, näht fleißig an ihrer Ausstattung und schwärmt von ihrer Stiefschwester. Diese lebt mit ihrem zweiten Gatten, dem Assessor Horst von Hagen in einer entzückenden Villa am Rhein, und die Försterstochter Kosel verfiel bei ihr den Posten einer Beschließerin. In Frau Eva's letztem Briefe an ihre Stiefschwester steht die Stelle:

„Zu Deiner Hochzeit komme ich ganz gewiß und, liebes Herz, das Beste, was ich Dir wünschen kann, ist: werde ebenso glücklich, als ich es bin. Wenn ich jetzt an die Vergangenheit denke, erscheint sie mir wie ein dunkler Traum. Und wie hell und klar ist Alles geworden, seit die Sonne der Liebe über meinem Leben aufgegangen ist. Wie schnell sind vor ihrem Lichte die Schatten gewichen! Horst hat mich einmal Dornröschen genannt. Ach, jedes Frauenherz gleicht dem schlafenden Dornröschen und erst die rechte, echte Liebe küßt es wach. Nicht wahr, kleine Schwester?“



Klima und Gesundheitsverhältnisse Westafrika's.

Von

Carl Lüders.

Von allen Fragen, welche von großer Wichtigkeit für die Nutzbarmachung unserer Kolonien in Afrika, und besonders im tropischen Afrika sind, nimmt unstreitig diejenige über die Einwirkung des dortigen Klimas auf den Europäer einen ersten, wenn nicht den ersten Rang ein. Wollen wir einmal colonisiren, so müssen Deutsche nach jenen Ländern gesandt werden; ob die Zahl derselben nun groß oder klein sein wird, ist von keiner Bedeutung, wohl aber ist es nothwendig, daß die Hinübergehenden darüber im Klaren sind, was sie in jenen tropischen Ländern zu erwarten haben, speciell, welche Gefahren ihnen in Folge der veränderten Lebensgewohnheiten und des Klimas drohen. Menschenleben wird das afrikanische Klima stets fordern, aber wenn die Zahl der Todesfälle verringert werden kann, so wird dadurch schon viel gewonnen. Um dieses Ziel zu erreichen, ist es vor allen Dingen geboten, daß die Art und Weise der dort herrschenden Krankheiten genauer, und mehr wie bis jetzt, studirt wird. Zu leugnen ist es nicht, daß die Küstenländer der afrikanischen Westküste mit zu den ungesundesten Gegenden unserer Erde gerechnet werden müssen, aber nach den Urtheilen vieler Männer, Reisender, Gelehrter und Kaufleute, darf man wohl mit Recht sagen, dieselben sind besser als ihr Ruf.

Sehr oft ist die Behauptung aufgestellt worden, daß, wenn sich der Europäer erst akklimatisirt habe, derselbe nichts mehr vom Klima zu leiden brauche. Inwiefern dieser Satz richtig ist, wollen wir vorläufig unberücksichtigt lassen, und erst die Frage behandeln: „Was heißt akklimatisiren?“

Jedem wird es bekannt sein, daß der Mensch an kein bestimmtes Klima gebunden ist. Ich brauche

nicht auf die Verbreitung des Menschen in allen Klimata unserer Erde hinzuweisen; es wird nur wenige, und in Hinsicht auf Ausdehnung nur kleine Gebiete geben, die von keines Menschen Fuß betreten sind. Dort zwar, wo ewiges Eis herrscht, kann nichts Lebendes gedeihen, trotzdem aber hat der Mensch, ausgerüstet mit Schutzmitteln, nicht eher geruht, bis es ihm gelungen ist, auch in den eisig kalten Polarregionen längere Zeit zu leben. Die Jabeln der alten Kulturvölker von Gegenden, wo die Sonne solche Macht habe, daß das Meer kochte, haben sich nicht bewahrt; so starke Hitze, um dem Gedeihen des Menschen Einhalt gebieten zu können, findet sich nirgends, gerade die Aequatorländer sind vielfach dicht bevölkert.

Wenn sich nun auch der Mensch über die ganze Erde verbreitet hat, so ist doch die Unmöglichkeit erwiesen, daß ein und dasselbe Menschenpaar beliebig die Polarländer oder die Tropen zum Aufenthalt wählen kann, und dort eine gesunde, dem Elternpaare vollkommen ähnliche Nachkommenschaft zu erzeugen. Trotzdem aber besitzt der Mensch eine große Akklimatisationsfähigkeit, d. h. er kann sich mehr oder weniger vollkommen an die verschiedensten äußeren Verhältnisse in Bezug auf Temperatur, Wind, Luftdruck, Regen, Feuchtigkeit u. s. w. anpassen. „Alle Sachverständigen,“ sagt Oscar Beschel, „sind darüber einig, daß die Eingeborenen Amerikas, höchstens mit Ausnahme der Eskimos, eine einzige Rasse bilden, und dieser einzigen Rasse ist es gelungen, sich vom nördlichen Polarkreis bis über den 50. südlichen Breitengrad allen Bitterungsverhältnissen anzupassen. Die Chinesen treffen wir an der sibirischen Grenze, wo die Mittel-

temperatur noch unter dem Gefrierpunkt liegt, und in Singapur, das fast vom Aequator berührt wird."

Die Akklimatisation ist also ein Vorgang, welchem sich Jeder, der in ein anderes Klima übersiedelt, zu unterwerfen hat, aber an und für sich durchaus nicht eine Krankheit hervorzurufen braucht. Wir in unserem Klima erleben etwas ganz ähnliches, denn der Uebergang des Winters zum Sommer und umgekehrt ruft bei Vielen Erkältungen und dergleichen hervor, Manche jedoch bleiben hiervon vollkommen unbelästigt.

Wie lange es währt, ehe sich ein Mensch in einem anderen Klima vollkommen akklimatisirt hat, kann man noch nicht mit Sicherheit angeben; ebenfalls ist es unmöglich, die Vorgänge am Körper zu beobachten, welche die Akklimatisation hervorruft, da dieselben in ganz allmählicher Weise vor sich gehen. Für Westafrika nimmt man an, daß sich der Europäer innerhalb dreier Jahre akklimatisirt habe.

Im tropischen Afrika giebt es recht schwere und oft tödtliche Krankheiten, bei welchen man häufig den Fehler begeht, diese dem Klima einzig und allein zuzuschreiben, wohin besonders das Fieber gerechnet wird. Nun trifft man jedoch in verschiedenen Gegenden, welche ein dem westafrikanischen sehr ähnliches Klima besitzen, wie z. B. in Singapur, Neukaledonien, auf den Bermuda-Inseln, an den sumpfigen Ufern des Amazonasstromes, fast gar kein Klimafieber an. Thatsache ist es, daß das Fieber in Afrika auch bei Weißen auftritt, welche schon länger als drei Jahre dort zubrachten, sich also schon vollständig an das Klima gewöhnten. Und nicht nur die Europäer, sondern auch die schon seit Jahrhunderten im Lande lebenden Neger werden oft mehr oder weniger heftig vom Fieber befallen, und sterben besonders viele kleinere Kinder daran. Dr. Näshly, ein schweizer Arzt, der sich zwanzig Monate an der Goldküste aufgehalten hat, und eingehende Studien über das Fieber machte, giebt an, daß von 15,469 Mann Negertuppen, die in den Jahren 1859 bis 1875 in den englischen Besitzungen an der Westküste Afrikas stationirt waren, 4983 wegen Klimafieber behandelt wurden.

Welchen Grund kann man nun für die Entstehung des Fiebers annehmen? Noch vor wenigen Jahren hätte diese Frage unbeantwortet bleiben müssen, heute aber ist es der Wissenschaft gelungen, dieselbe in befriedigender Weise zu lösen und auch Beweise zu bringen. Nach den Beobachtungen vieler Autoritäten auf dem Gebiete der tropischen Krankheiten, entsteht das Fieber durch kleine, kaum mit dem Mikroskope sichtbare Pilze, welche sich zwar nicht vom Menschen auf den Menschen fortpflanzen, sondern durch Vermittelung der Athmungsluft, sowie auch wohl durch das Trinkwasser in den mensch-

lichen Körper gelangen. Es ist durchaus nicht nothwendig, daß der Mensch eine große Anzahl Pilze oder Keime zu sich nimmt, sondern durch die eintretende Vermehrung dieser winzigen Wesen im Körper wird die Krankheit in mehr oder weniger heftiger Weise hervorgerufen. Wer aber das Vorhandensein des Fieberpilzes anzweifelt, dem sei die Thatsache angeführt, daß Prof. Marchiasava und Dr. Celli in Rom durch absichtliche Uebertragung einer kleinen Menge Blut von Kranken auf Gesunde Fieber bei Letzteren hervorgerufen haben. Die Verbreitung des Fieberpilzes ist nicht an einen bestimmten Ort gebunden; man hat gefunden, daß Gegenden, die früher gänzlich vom Klimafieber verschont geblieben sind, plötzlich davon befallen wurden. Als Beispiel sei hier angeführt, daß die Inseln Réunion und Mauritius bis zum Jahre 1867 resp. 1869 ihres gesunden und herrlichen Klima's wegen berühmt waren, dann aber brach das Fieber in mörderischer Weise aus und hat bis auf den heutigen Tag gewüthet. Wer aber glaubt annehmen zu müssen, dieses Fieber sei nur in den Tropen zu suchen, begeht einen großen Irrthum, denn dasselbe findet sich auch in der gemäßigten Zone, wenn auch nicht so häufig und in so gefährlicher Weise.

So wenig also unser Klima Typhus oder Cholera hervorrufft, ebenso wenig darf man das afrikanische Klima als Urheberin des Klimafiebers ansehen, höchstens kann man sagen: gerade das Klima der Westküste Afrikas ist in ganz besonderer Weise dem Fieber günstig. Darum kann man den Namen Klimafieber nicht für richtig anerkennen, weshalb der aus Italien stammende Ausdruck „Malaria“ in weiteren Kreisen mehr und mehr Aufnahme findet.

Diese Malaria ist nun eine schwere, unter Umständen selbst tödtliche Krankheit, von welcher man gewöhnlich drei Arten unterscheidet. Schmerzen in den Gliedern, ähnlich wie bei Rheumatismus, sind die Vorboten der mildesten Form der Krankheit, worauf dann abwechselnd Hitze und Kälte folgen. Hat sich aber erst Schweißabsonderung eingestellt, die man durch Trinken von Thee oder Wasser mit Citronensaft zu beschleunigen sucht, so ist die Kraft des Fiebers gebrochen, und die Weißen sind alsdann wieder im Stande, mit einiger Schonung arbeiten zu können. Eine gefährlichere Form des Fiebers, in Westafrika Gallenfieber genannt, ist diejenige, bei welcher sich auf Gesicht, an den Händen, sowie anderen Stellen des Körpers gelbe Flecke zeigen. Von der dritten Art, der gefährlichsten und gefürchtetsten, werden mindestens die Hälfte der davon Befallenen eine Beute des Todes. Sie führt den Namen perniciosöses oder hämaturisches Fieber, zuweilen auch afrikanisches Fieber genannt. Fast ebenso schnell wie beim gelben Fieber und der

Cholera tritt hier der Tod ein. Es wird aber behauptet, und zwar mit großer Bestimmtheit, daß gerade das perniciöse Fieber stets in Folge gewisser Rücksichtslosigkeit und Unachtsamkeit gegen die eigene Gesundheit eintritt. Nach den Ansichten erfahrener Küstenbewohner wird daher Jemand, der in hinreichender Weise für seine Gesundheit zu sorgen versteht, und nach Europa zurückkehrt, wenn er bei sich eine große Erschöpfung der Kräfte verspürt, nur selten vom perniciösen Fieber befallen.

Jeder nach Westafrika Hinauskommende hat von der Malaria zu leiden, aber keineswegs Alle in demselben Maße, sondern der Eine überwindet mit Leichtigkeit die ersten Fieberanfälle, während ein Anderer schon nach wenigen Anfällen zu Grunde geht. Es kommt eben auf den Widerstand, welchen der Einzelne dem Klima entgegenzusetzen kann, an und auch in wie weit sich derselbe an die ihm bis jetzt gänzlich unbekanntere Lebensweise gewöhnt. Gerade die äußeren Umstände wirken in hervorragender Weise auf das Wohlbefinden des Körpers ein. Daher ist es von größter Wichtigkeit für den Europäer in Westafrika, eine so wohlschmeckende und nahrhafte Kost wie nur möglich zu erhalten; wer außerdem noch für eine gute Verdauung, gesunden Schlaf und heiteren Sinn Sorge trägt, besitzt hierin wohl das beste Schutzmittel gegen die Fieberanfälle.

Die fortgesetzten Angriffe des Fiebers bringen mit der Zeit eine immer größere Schwächung des Körpers hervor, besonders viel hört man die Europäer in Westafrika über Blutmangel klagen. Daher ist es auch erklärlich, daß gerade im zweiten und dritten Jahre ihres Aufenthaltes in den Küstenländern die meisten Weißen zu Grunde gehen und viele der nach Europa Zurückkehrenden auf den Dampfschiffen erkranken und sterben. Wer aber erst das dritte Jahr hinter sich hat, der kann schon mit mehr Ruhe der Zukunft entgegensehen, denn die Akklimatisation ist beendet, der Körper hat sich gewissermaßen an das Fiebergift gewöhnt. Jahre können vergehen, in welchen das Fieber bei solchen Leuten nur wenig oder gar nicht auftritt, aber trotzdem muß sich Jeder wieder auf einen neuen Fieberanfall gefaßt machen.

Um seinen durch Fieber geschwächten Körper zu kräftigen, giebt es nur ein Mittel: die Rückkehr nach Europa. Der irrt, welcher glaubt, daß diese Erholungsreisen nur zum Vergnügen unternommen werden, denn wer in letzter Zeit das Fieber gar nicht hat los werden können, muß nothwendig aus dieser gefährlichen Gegend entfernt werden. Oft auch handelt es sich darum, das Blut auf's Neue zu erfrischen und dadurch zugleich Körper und Geist zu beleben. Wann diese Erholungszeit angetreten werden muß, hängt selbstverständlich von den verschiedenen Umständen ab; für gewöhnlich gilt die

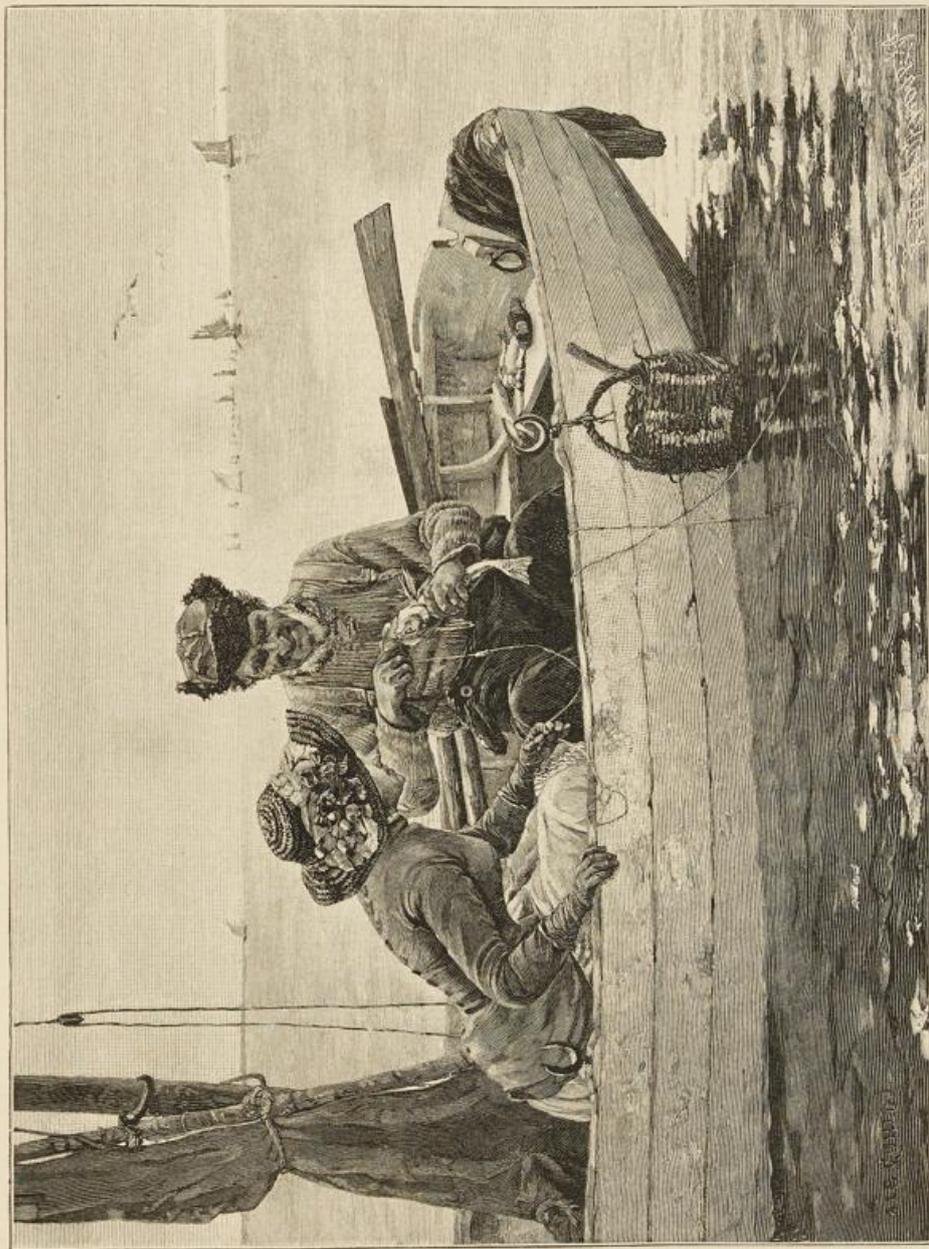
Regel, daß nach drei Jahren ein Aufenthalt in Europa geboten ist. Da aber besonders die drei ersten Jahre, wie wir gesehen haben, die schwerste Prüfungs- und Sichtszeit bilden, so werden dieselben auch noch für die Folge die meisten Opfer fordern.

Wenn wir uns jetzt dem Gebiet der Hautkrankheiten, die an der Westküste Afrikas ebenfalls eine hervorragende Rolle spielen, zuwenden, so ist es erklärlich, daß die Haut gerade in den Tropen einen sehr vorbereiteten Boden für allgemeine Krankheiten abgiebt. In welcher Weise wird nicht die Körperhaut täglich in Schweiß gebadet, den Sonnenstrahlen, Staub, Insektenstichen und dergleichen ausgesetzt, weshalb es kein Wunder ist, wenn dieselbe entsprechend darauf reagirt. Unter den Hautkrankheiten findet sich die unter dem Namen: „rother Hund“ bekannte am häufigsten, ist glücklicherweise aber auch am ungefährlichsten. Zahlreiche, stecknadelkopfgroße Knötchen auf rothem Grunde zeigen sich auf der Haut und sind von sehr unangenehmem sowie peinigendem Jucken begleitet. Nur durch die Trockenbehandlung läßt sich etwas gegen diese Krankheitserscheinung ausrichten, indem man den Körper möglichst kühl hält, anstatt der Wollkleidung leichtere Stoffe benutzt, und die ganze Haut mit Streupulver, wozu auch reines Mehl genommen werden kann, bestreut.

Durch die schlechte Blutbeschaffenheit entstehen Geschwüre, an denen fast alle Weißen in Westafrika leiden, und bei manchen derselben sind die Beine in Folge der dunklen Flecke, welche auch nach der Heilung bleiben, schwarz wie diejenigen der Neger. Bei solchen Leuten, wo die Blutarmuth und Blutverderbniß einen hohen Grad erreicht hat, schwellen die unteren Extremitäten durch Hemmung des Blutumlaufs, sowie durch Auschwüfung in die Gewebe an; auch entstehen, wenn man mit dem Finger auf das Fleisch drückt, erst nach längerer Zeit wieder verschwindende Höhlungen. Es wird behauptet, daß nach dem Auftreten solcher Erscheinungen die Rückkehr nach Europa dringend geboten ist.

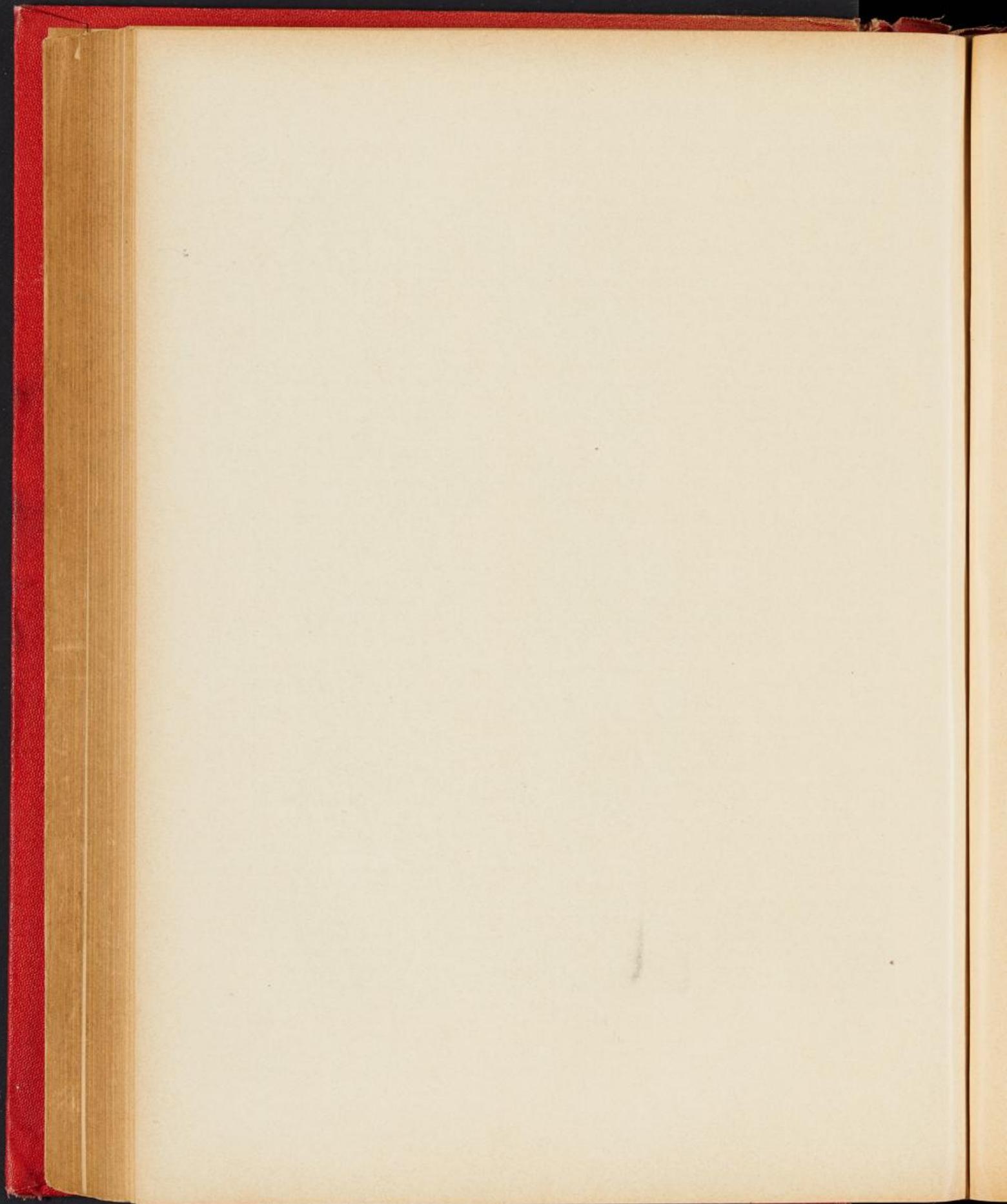
Bekanntlich herrscht im tropischen Westafrika eine große Feuchtigkeit der Luft, so daß Alles und Jedes viel mehr dem Verderben ausgesetzt ist als bei uns im gemäßigten Klima. Kleider und Stiefel verschimmeln, Taschenuhren verrosten, Photographien verblaffen, kurz nichts kann auf die Dauer der Feuchtigkeit widerstehen. Daher läßt es sich auch wohl erklären, daß alte Küstenbewohner recht oft von Rheumatismus geplagt werden.

Wenn man also Westafrika in Bezug auf das Fieber als ein sehr ungesundes Land bezeichnen kann, werden diejenigen Krankheiten, welche in Europa die meisten Opfer fordern, in jenen Gegenden fast gar nicht beobachtet. Es scheint z. B., daß



Unterricht im Fischen. Nach dem Gemälde von Alf. Guillou.

Photographie-Verlag von E. Krause & Cie., Paris.



Schwindsucht, wenn dieselbe nicht von Hause aus mitgebracht wird, bei den an der Westküste lebenden Europäern nicht vorkommt. Lungenentzündung ist dagegen eine Krankheit, an welcher die Schwarzen und besonders die Krulente, recht häufig sterben. Cholera-, Pest- oder sonstige Epidemien sind bis jetzt in Westafrika nicht aufgetreten; eine Ausnahme macht das gelbe Fieber, das aber auch nur an einem einzigen Punkte der Westküste, in der französischen Kolonie Senegambien, vorkommt, wohin dasselbe durch französische Postdampfer von Brasilien aus verschleppt wurde. Unter den ansteckenden Krankheiten sind Diphtherie und Pocken am verbreitetsten, doch werden dieselben nur selten, und dann meist durch Vermittelung von Mulatten, von Schwarzen auf Weiße übertragen.

Wie wir gesehen haben, ist unter allen Krankheiten in Westafrika die Malaria die herrschende und auch gefährlichste. Es fragt sich also, welche Schutzmittel giebt es gegen diesen schlimmsten Feind der Europäer, und ist es möglich, denselben mit vollständiger Sicherheit des Erfolges zu bekämpfen.

Was die letztere Frage anbetrifft, so muß dieselbe heute noch verneint werden, denn ein unfehlbares Mittel gegen das Fieber besitzen wir nicht. Der einzigste Weg, um die Malaria gänzlich zu unterdrücken, wäre eine vollkommene Vernichtung der Fieberkeime, indem man versuchte, dieselben am Herausdringen aus dem Boden zu verhindern, oder noch besser, ihnen die Entwicklungsbedingungen im Boden zu entziehen. Es ist auch wirklich gelungen, auf beiden Wegen einige sogar nicht unbedeutende Erfolge zu erreichen, freilich nicht in jeder beliebigen Gegend. So hat man in Italien Aufschüttung und Entwässerung, sowie Anlage geregelter Culturen vorgenommen, außerdem durch Canalisirung und Anpflanzung des viel Feuchtigkeit aufsaugenden australischen Eukalyptus versucht, den Malariakeimen die zu ihrer Entwicklung nöthige Feuchtigkeit zu entziehen, denn gerade an Sümpfen findet ein üppiges Gedeihen der Keime statt.

Leider wird sich dieses Verfahren für die Westküste Afrikas nicht in ganzem Maße anwenden lassen, da viele Weiße, besonders die Kaufleute, gezwungen sind, in den sumpfigen Flußniederungen und Mündungen zu wohnen, wo eine Trockenlegung fast unmöglich sein wird. Ueberhaupt darf man auch nicht annehmen, daß selbst die beste Trockenlegung ein sicheres Mittel gegen das Fieber bietet, denn die Malariakeime begnügen sich auch mit sehr geringer Feuchtigkeit; selbst in relativ trockenen Gebieten ist das Fieber heimisch.

Ist es also auch allem Anscheine nach unmöglich, das Fieber selbst anzugreifen, so finden sich doch eine ganze Anzahl Schutzvorrichtungen gegen dasselbe. Da die Malariakeime nicht an allen

Orten in gleicher Menge verbreitet sind, so müssen natürlich diejenigen Stellen, welche sich durch die Erfahrung als besonders gefährlich erwiesen haben, zur Anlage von Stationen und Wohnungen vermieden werden. Die beste Lage für ein Wohnhaus bildet ein freier, von der Sonne beschienener Platz, den der Wind bestreichen kann. Viele und große Bäume halten die Feuchtigkeit zurück und sind auch der Lusterneuerung hinderlich, weshalb dieselben aus der nächsten Nähe des Hauses entfernt werden sollten, denn die Tropensonne wirkt in besonderem Maße desinficirend. Für die westafrikanische Küste ist ein hölzernes Wohnhaus auf hohen Backsteinpfeilern am geeignetsten, während die ihrer Billigkeit und Einfachheit halber so beliebten Wellblechhäuser gänzlich zu verwerfen sind, da sich diese unter der Sonne sehr schnell erhitzen, sowie schlecht zu ventiliren sind. Das Schlafzimmer muß womöglich nicht an der Regenseite liegen, überhaupt ist ein gesunder Schlafraum von höchster Wichtigkeit.

Gutes Trinkwasser spielt zur Erhaltung der Gesundheit immerhin eine hervorragende Rolle, wenn dasselbe auch nicht als Träger der Malariakeime anzusehen ist. An der Küste wird dasselbe aus Cisternen geschöpft, worin sich der Regen vom Hausdach sammelt, während man in den Bergen Quellwasser und aus Bächen gefülltes benutzte. Es ist nothwendig, daß das Trinkwasser durch Kohle filtrirt oder vor dem Gebrauche gekocht wird, damit etwaige darin enthaltene Krankheitskeime vernichtet werden.

Einen sehr großen Einfluß auf das körperliche Wohlbefinden übt auch die Art der Nahrungsmittel aus, und schlechte, ungenügende Ernährungsweise hat mit den vielen Erkrankungen und Todesfällen in Westafrika mehr zu schaffen, als man wohl glauben mag. Namentlich dem Mangel an frischem Fleisch in Verbindung mit dem Klima muß die häufige Blutarmuth der Europäer zugeschrieben werden. In Bezug auf das Essen lassen sich nur wenig oder gar keine Vorschriften geben, denn hier kommt es eben auf die Selbsterkenntniß an. Unklug wäre es natürlich, wenn Jemand vor kurzem in Westafrika angekommen sofort zur Regerkost übergehen würde, wer sich aber Zeit läßt, wird dieselbe schließlich auch essen können, und sollen die Speisen der Regerkost sowohl recht reichhaltig, wie auch für einen Europäer durchaus unschädlich sein. Die herrlichen afrikanischen Früchte, wie Bananen, Ananas, Orangen, Mangopflaumen u. s. w. sind sehr oft als gefahrbringend geschildert worden. Mit Unrecht, denn dieselben bieten eine angenehme Abwechslung und Erquickung, dienen daher zur Erhaltung sowie Anregung des Appetits. Schädlich kann nur ein Uebermaß sein, sowohl im Essen wie noch viel mehr im Trinken, denn in den Tropengegenden

rächt sich ein Diätfehler oft in gefährlicher Weise. Daß der allzu häufige Genuß geistiger Getränke in Westafrika, wie überhaupt in heißen Ländern, sicher einen schnellen Tod herbeiführt, ist allgemein bekannt, und mancher Europäer hat sich lediglich durch die beliebten „Stärkungen“ mit geistigen Getränken zu Grunde gerichtet. Es ist durchaus nicht nothwendig, daß man sich gänzlich alkoholphaltiger Getränke enthält, sondern nach den Erfahrungen vieler sind ein Glas Wein bei Tische und eine Flasche Bier des Abends eine weit größere Annehmlichkeit wie bei uns. Maßhalten in Allem und Jedem ist in Westafrika eine Kunst, welche Jeder üben muß, der drüben leben und gesund bleiben will.

Was nun die Kleidung in den Tropen anbelangt, so sei hier nur bemerkt, daß die Wolle allen anderen Stoffen vorzuziehen ist, wenigstens dann, wenn man sich körperlichen Anstrengungen unterzieht und durch Schweiß oder Regen naß wird, da die Wollkleidung immer trockener bleibt wie baumwollene.

Gegen das Fieber selbst besitzen wir in dem Chinin ein vortreffliches Mittel, welches, richtig angewendet, fast unfehlbar wirkt. In Westafrika wird mit dem Chinin mannigfach Unfug getrieben, denn viele Küstenbewohner nehmen dasselbe in Dosen, die bei uns für durchaus schädlich gehalten würden. Bei solchen Leuten aber, welche seit Jahren Chinin geschluckt haben, besitzt dieses Arzneimittel eine viel schwächere Wirkung als bei frisch angekommenen Weißen.

Für den nach Westafrika Hinausgehenden wird es auch noch eine große Beruhigung sein, daß der erste Fieberanfall niemals mit dem Tode endet und nur selten Gefahr für das Leben vorhanden ist, wenn beim ersten Unwohlsein die nöthigen Maßregeln ergriffen werden.

In letzter Zeit ist sehr oft von verschiedenen Seiten behauptet worden: die höher gelegenen Gegenden im tropischen Afrika sind gesund und namentlich das Fieber kommt hier nicht vor. Diese Behauptung ist zum mindesten als eine etwas vorschnelle zu bezeichnen, denn was wissen wir eigentlich über die Temperatur und namentlich der Gesundheitsverhältnisse in jenen Gebieten? Man kann doch unmöglich von denjenigen wissenschaftlichen Reisenden, welche die höher gelegenen Länder in West- und Centralafrika durchwandert haben, verlangen, ein wichtiges Urtheil über die Klimaverhältnisse zu fällen. Außerdem geben die wenigen, und in Betreff der Zeitdauer nur kurzen Beobachtungen noch lange kein vollkommen genaues Bild derselben. Was wir aber bis jetzt von dem Klima der Gebirgs- und Hochländer wissen, läßt viel mehr auf das Vorhandensein der Malaria schließen, als das Gegentheil.

Es ist unleugbar, daß die Luft der Hochebenen

im Vergleich mit derjenigen der schwülen und an vielen Stellen fieberschwangeren Küstenländer bedeutend reiner ist, auch auf den von der Küste kommenden Europäer erfrischend und belebend wirkt. Falsch ist es jedoch, zu glauben, das Klima im Innern hänge von der Höhenlage ab, höchstens kann dies erst von einer sehr bedeutenden Höhe der Fall sein. In Afrika beginnt die Schneegrenze erst bei 5000 Meter, weshalb es sich leicht einsehen läßt, daß eine Erhebung von 500 oder 1000 Meter nicht viel zu bedeuten hat. Die Hitze, welche, nebenbei bemerkt, in den Küstengegenden selten höher steigt wie im Sommer, wenn auch nur vorübergehend, bei uns, ist in den Hochländern nur wenig niedriger. Während z. B. die Durchschnittstemperatur in Sansibar 32° C. ($25\frac{1}{2}^{\circ}$ R.) beträgt, beobachtet man zu Rubaga im Lande Uganda am Viktoria-See 30° C. (24° R.); im letzteren Orte fiel die Temperatur jedoch Nachts auf 15° oder 13° C. (12° oder $10\frac{1}{2}^{\circ}$ R.), in Sansibar aber nur an den kühlfsten Regentagen Nachts auf 22° C. ($17\frac{1}{2}^{\circ}$ R.). Die gleichmäßige Hitze in den Küstengebieten wirkt auf die Dauer sehr erschlassend auf den Europäer, und mögen die Länder im Innern daher vielleicht angenehmer für die Weißen sein, wo doch wenigstens in der Nacht einige Kühle herrscht. Schließlich sei noch das Urtheil eines neueren Afrikareisenden, des Lieutenant Kund angeführt. Derselbe sagt: „Es ist oft die Ansicht verbreitet, nur der Küstenstrich sei ungesund, das Innere, besonders die höher gelegenen Gegenden, seien gesünder. Das trifft nicht zu. Die Küste ist am gesündesten, einmal durch den heilsamen Einfluß der Seebrise, das anerkannt beste Heilmittel für Fieberkranke, zum andern durch den weit größeren Comfort an Lebensmitteln, den die stetige Verbindung mit dem reichen Europa ermöglicht.“

Auf den Kamerunberg hat man große Hoffnungen für die Errichtung einer Gesundheitsstation gesetzt, und würde eine solche für Westafrika sicher von großem Segen werden. An der Goldküste befinden sich weiter landeinwärts in Aburi, in 1350 Fuß Höhe, sowie in Akropong, 1400 Fuß Höhe, solche Stationen, von welchen es ohne Zweifel ist, daß viele fieberkrank von der Küste gekommene Kaufleute und Missionare hier gesund geworden sind. Ebenfalls giebt es auf Fernando Po, ungefähr zwei Wegstunden von Santa Isabel ein von der spanischen Regierung angelegtes Sanatorium, das in 1200 oder 1400 Fuß Höhe gelegen ist. Diese Station, Basileh genannt, kann nach vom Gouverneur eingeholter Erlaubniß benutzt werden, doch müssen die nothwendigen Lebensmittel selbst mitgebracht werden.

Was nun das Kamerungebirge als Gesundheitsstation anbelangt, so ist dasselbe ohne Zweifel

bedeutend gesunder als die Flußniederung, aber die Malaria erstreckt sich doch eben so hoch hinauf als es Dörfer giebt, und dort, wo der Fieberpilz nicht mehr gedeiht, ist es schon so rauh, daß der Europäer ohne besonderen Anlaß auf längere Zeit hier nicht leben möchte. Würde das Sanatorium nun auch in mittlerer Berghöhe angelegt, so fragt es sich doch, ganz abgesehen von den nicht unbedeutenden Kosten, ob Jemand, der heftig von der Malaria befallen ist, auch sofort wieder genesen wird. Es ist merkwürdig, daß in Westafrika der plötzliche Wechsel von Klima und Lebensgewohnheit, sei es auch zum Besseren, schädlich zu sein scheint und daß schon der erste Hauch einer gesunden Luft sowie gesunder Lebensweise genügt, um die im Körper seit langer Zeit aufgespeicherten Krankheitskeime zum Ausbruch zu bringen.

Ich habe versucht, meinen geneigten Lesern in aller Kürze ein Bild des westafrikanischen Klimas zu geben. Wenn dasselbe auch lange keinen Anspruch auf Vollständigkeit macht, so hoffe ich doch, mit dazu beigetragen zu haben, einige Aufklärung über dieses wichtige Thema zu geben. Afrika ist trotz seiner Jahrhunderte langen Bekanntheit noch immer ein unbekanntes Land, und wenn jetzt auch mit vielen Opfern an Geld und Menschenleben an seiner Entschleierung gearbeitet wird, so geht doch noch manches Jahrzehnt dahin, ehe wir über seine Natur vollkommen im Klaren sein werden. Wer aber hinausgeht, der muß wissen, daß er einen Kampf mit eigenartigen Verhältnissen zu wagen

hat, er muß sich vielen neuen Forderungen anbequemen, und vor allen Dingen vorsichtig leben. Ein gesunder und kräftiger Mensch, der sich geistig und gemüthlich im beständigen Gleichgewicht befindet, das durch keinen kleinlichen Aerger oder eine fehlgeschlagene Hoffnung gestört wird, hat die beste Aussicht auch in den Küstengebieten des tropischen Afrikas manches Jahr zu leben.

Wird Central-Afrika einst auch ein Land sein, welches der Europäer mit seiner Familie zum dauernden Aufenthalt wählen kann? Wer will diese Frage heute beantworten? „Möglich ist es,“ sagt der erfahrene Afrikareisende Dr. Pechuel-Loesche, „wenn auch nicht wahrscheinlich, daß im unbekanntem Afrika noch einzelne in jeder Hinsicht begünstigte Gebiete aufgefunden werden, wo Familien von Europäern bei eigener körperlicher Arbeit gedeihen können. Möglich ist es auch, daß die Wissenschaft ein Mittel entdeckt, die künftigen Besiedler gegen die üblen Einflüsse des Klimas zu schützen. So lange dies aber nicht geschehen, müssen wir die Ausbeutung des tropischen Afrika dem Kaufmann und dem Pflanzer überlassen im Bunde mit dem Missionar und Forscher. Sie alle haben die wichtige Aufgabe zu lösen: den Afrikaner zur Arbeit zu erziehen, die Hilfsquellen des Landes zu entwickeln!“ Deutsche Männer, Kaufleute, Missionare und Gelehrte haben schon in hervorragender Weise an der Erreichung dieses schönen Zieles mitgearbeitet; möge es auch in Zukunft so bleiben und einst der Erfolg das Werk krönen.

Wurzelfüßchen.

Ein Märchen von G. von Beaulieu.

Im Walde, am Hange eines Hügel, wuchs unter einem großen Eichenbaume eine Blume. Sie versteckte sich schüchtern unter den Eichenzweigen und grünte und blühte im Verborgenen, denn der Baum stand fernab vom Wege. Nur arme Kinder, welche Beeren suchten und Reisig sammelten, kamen hierher; sie erzählten der Blume, wie groß die Welt sei und wie viel Schönes man in ihr sehen könne. Und die Blume sehnte sich, die Welt zu sehen.

Eines Tages ging ein Mann in den Wald, und da er gemächlich schlenderte und sorgsam um sich spähte, entdeckte er die einsame Blume.

„Weld' kräftiges Exemplar,“ dachte er, „recht

als Zuchtexemplar brauchbar. Es würde gut für das große Mittelbeet meines Gartens passen.“

Und er sagte zur Blume: „Ich mache Dir einen Vorschlag, Waldpflanze. Was willst Du hier verkümmern und ungesehen verblühen? Ich habe einen prächtigen Ziergarten, komm zu mir. Du bist stark und kräftig und vornehmer Abkunft, die Eiche ist Dein Stammbaum. Vor meinem schönen Landhause werde ich Dir den Ehrenplatz geben, die Besucher meines Gartens werden Dich bewundern. Ich hebe Dich mit Deiner Scholle aus dem Waldboden und setze Dich in fette gute Erde aus meinem Treibhause; Du sollst ein vornehmes Dasein führen und keine Nahrungsjorgen haben. Dafür

wirst Du blühen und mir Samen geben, denn ich beabsichtige, Deine Spezies in die Gartenkunst einzuführen. Dafür mußt Du auch versprechen, schlant und regelrecht zu wachsen und nicht wild und phantastisch in's Kraut zu schießen. Auch mußt Du darauf achten, daß die anderen Blumen des großen Mittelbeetes hübsch gleichmäßig bleiben. Noblesse oblige. Du wirst die Ehre und Zierde meines Gartens sein und jede ehrenhafte Pflanze hat Pflichten."

Der Waldblume wurde bei der feierlichen Rede angst. So sollte sie die vielgerühmte Welt sehen? Sie durfte nicht mehr wachsen, wie sie wollte, sich nicht mehr verstecken und still träumen, wenn ein Sonnenstrahl durch das Gezweig der Eiche drang; sie sollte steif und geziert dastehen und sich von den Menschen anstaunen lassen. Sie seufzte. Gern hätte sie die Welt gesehen, aber so mochte sie es nicht.

Und sie sagte es dem Manne.

Der ward böse. „Du verschlägst Dir ein gesichertes Auskommen und eine geachtete Lebensstellung," zürnte er. „Entschuldige mich, aber Du bist dumm, ich hätte Dir mehr Einsicht zugetraut. Nun bleibe in Deinem Winkel, wenn Du das vorziehst."

Er ging beleidigt von dannen, die Blume aber freute sich, daß sie noch wachsen konnte, wie sie wollte. Und wenn jetzt die beerenjammelnden Kinder kamen, mochte sie nichts mehr von der Welt hören, in der man mitten in einem großen Beete stehen, ein gesichertes Auskommen an einem grün angefruchteten Stocke haben und mit fetter Treibhauserde gespeist werden sollte, die vom Miste stammt.

Sie lachte über die närrische Welt und streckte noch einmal so gern und üppig ihre Blätter in der Waldblust, im Schatten der Eiche aus.

Aber das Beste wußte die Blume nicht. Sie trug eine geheime Kraft in sich, nur war noch Niemand gekommen, dieselbe zu wecken.

Doch eines Abends sollte es geschehen. Ein schlanker Jüngling bahnte sich einen Weg durch die Bäume des Waldes und schritt auf den Hügel zu.

„Hier will ich den Sonnenuntergang sehen, hier ist die richtige Stelle!" Und er warf sich zu Füßen der Eiche nieder. Die Blume beachtete er nicht. Er sah nur zum Himmel, zu den rosigen Wölkchen am matten Aethersblau empor, sagte Worte — tönende, wohlklingende Worte eines Gedichtes und lehnte das Haupt an die hohen vortretenden Wurzeln der Eiche. Dabei zerdrückte er einige Blätter der Blume und so geschah es, daß sie einen wunderbar aromatischen Duft anschnaute. Erstaunt blickte der Jüngling um sich und bemerkte die Waldblume.

„Du liebes armes Ding," sagte er, „habe ich Dir wehe gethan? Du bist nicht schön, nur kräftig und urwüchsig. Aber wie berauschend ist Dein Duft!"

„O nein," versetzte sie verschämt, „ich wußte selbst nicht, daß ich es könnte und nun freue ich mich darüber, obgleich es weh thut. Sind Sie ein Dichter? Sie sprechen anders als die Menschen, welche ich kenne."

Dabei that sie sich ein wenig mit ihrer Menschenkenntniß groß, die sich doch auf die Erdbeer- und Blaubeerkinder und auf den Besitzer des Landhauses beschränkte.

Er lachte: „Die Leute nennen mich so, aber Ihr, der Wald, die Sonne, die Blumen machen mich nur dazu."

Von der Zeit an kam er öfter zu dem Platze. Er merkte bald, daß die Waldblume, so erfahren sie auch gethan, nichts von der Welt kenne. Aber das war ihm just lieb und reizvoll und deshalb kehrte er immer wieder zu ihr zurück. Und wenn er sein Haupt auf eines ihrer Blätter legte, leise und lieblosend that er es jetzt, so umwehte ihn derselbe berauschende Duft wie am ersten Abend und er dachte nicht mehr an den Sonnenuntergang, wegen dessen er doch anfangs gekommen.

Eines Abends war er tief, tief traurig und sprach zu ihr: „Ich muß hinaus in die Welt, fort. Ich bin arm und kann nicht meinem Glücke allein leben."

„Fort?" Der Nachthau erglänzte auf ihren weißen Blüthen.

„Was mich bekümmert," sagte er, „ist, ob Du Muth hast. Willst Du mit mir kommen auf die Landstraße in Sonnenbrand und Hitze, in Sturm und Staub; willst Du mit mir wandern?"

„Hast Du keinen Garten, in den Du mich pflanzen, wo Du bei mir bleiben könntest? Ich würde mit einem so bescheidenen Plätzchen zufrieden sein."

„Ich sagte es Dir ja, ich bin ein armer, heimatloser Mann."

„Auch nicht eine Thonscherbe, in der Du mich mit ein wenig Walderde bei Dir haben könntest?"

„Auch nicht eine Thonscherbe. Ich will Dir die Wahrheit sagen, eine Lüge ist meiner unwerth. Ich könnte mir ein Gärtlein erarbeiten, aber dann wäre ich an die erbärmliche kleinliche Scholle gebunden und ich will frei sein. Denke nicht so beschränkt, raffe Dich auf. Du mußt Deine Wurzeln aus dem Waldboden reißen und mit mir wandern und während Du wanderst, werden Dir statt der Wurzeln Füße wachsen und Du wirst Deine Pflanzennatur verändern, sofern Du nur die wahre Liebe für mich hegst. Sage, daß Du es thun willst. Sage es gleich, sonst gehe ich allein oder suche mir eine andere Blume, welche mehr Muth hat, als Du."

„Nein,“ rief sie und riß entschlossen eine ihrer Wurzeln aus dem Waldboden — es schmerzte sie, aber sie achtete dessen nicht — „nein, ich komme mit Dir, ich werde Alles ertragen.“

Und er herzte und küßte sie und die Blume war glücklich.

Als die anderen Pflanzen des Waldes sahen, wie sie die Wurzeln emporhob und mit ihm davonzog, blickten einige sie verwundert, andere höhnisch an.

„Warum setzt er sie nicht in Erde? Sie wird sterben, unsereins ist so ein Nomadenleben nicht gewöhnt,“ sagten die Einen.

„Er wird sie wegwerfen, wenn sie weß geworden und er ihrer satt ist,“ sagten die Andern.

Die Blume aber war glücklich: Es war Nacht. Myriaden von Sternen funkelten am Himmel, erquickende Kühle umfing sie und ihr Freund hielt den Arm um sie geschlungen und stützte ihre Zweige. So schritten sie nebeneinander auf der Landstraße hin. Doch die Waldblume achtete nicht auf die Welt, nach der sie sich früher so gesehnt; sie sah nur den Einen, um den sie ihre Heimathserde verlassen und wenn seine Hand lieblosend ihre Blätter berührte, dufteten diese berauscher als je. Und der Jüngling meinte, es sei lautere Poesie so zu wandern und er sagte ihr, daß er ihr ewig dankbar sein werde und daß es ihm wäre, als ob ihm Flügel wüchsen.

„Werden mir bald Füße wachsen?“ fragte sie schüchtern.

„Morgen früh wirst Du die reizendsten kleinen Füßchen von der Welt haben,“ jauchzte er.

Die Morgendämmerung brach herein. Ein satter Schein zeigte sich im Osten, bald tauchte der Sonnenball glühend empor. Er stieg höher und höher, erst leise wärmend, dann brennend, versengend. Die Landstraße war staubig und der Weg weit. Die Wurzeln der Blume wurden wund, aber ihre Füße sproßten nicht aus den Wunden. Ihre Blätter

welkten unter den Sonnenstrahlen, ihre Blüthen hingen schlaff herab.

„Du verlierst schon den Muth,“ zürnte der Jüngling, „Du liebst mich nicht genug, sonst würdest Du nicht welken.“

Und die Blume sagte ihm nicht, wie sehr sie litt. Endlich klagte sie: „Einen Tropfen Wasser nur, ich verschmächte.“

„Am Abend, am Ziele werde ich Dir Wasser geben. Beherrsche Dich jetzt, halte uns nicht auf.“

Sie schleppte sich neben ihm hin, doch sie duftete nicht mehr. Auch wenn seine Hand sie schmeichelnd berührte, that sie es nicht. Ihr fehlte die Erde, aus der sie ihre Kraft gesogen.

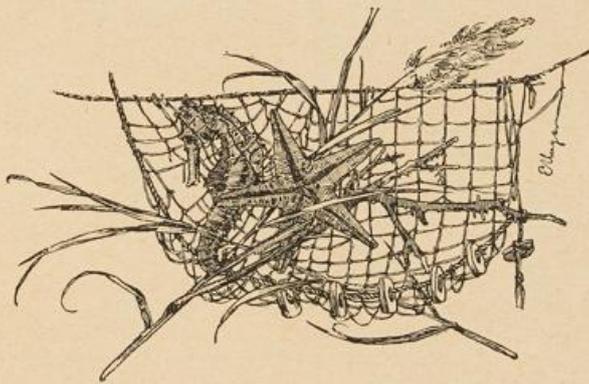
Und wie er das bemerkte, eilte er fort, ihr Wasser zu holen. Er fand keines in der sandigen Ebene. Als er zurückkam, erschrak er, so sterbensmatt war sie.

„Ich will Dich mit meinem Blute nähren,“ rief er leidenschaftlich, „bleib am Leben, bleibe bei mir. Ich will Dich in einen kleinen Garten pflanzen, die Poesie wird auch dort eine Stätte finden, ich will nicht mehr wandern. In schöner kühler Erde werde ich Dich bergen, nicht haltlos sollen Deine Wurzeln straucheln, sie sollen festen Boden finden; Thau und Regen werden Deine Blätter erquicken und Deine Blüthen wachküssen. Bleibe bei mir, lebe für mich, wie ich für Dich leben will.“

Dabei riß er einen Dorn von den staubigen Hecken des Weges, rißte damit seine Haut und ließ sein Blut statt des Wassers, welches er vergebens gesucht, auf die Blume tropfen.

Sie lächelte glücklich. Purpurn standen die Blutstränen auf ihren weißen Blüthen und grünen Blättern, doch ihren Wurzeln gaben sie keine Nahrung.

Als die Sterne wieder schienen, trug der Jüngling die todte Blume in seinem Arm. Es waren ihr keine Füße statt der Wurzeln gewachsen.



Großes Bivouac.

Ein Soldatenbild von A. v. Winterfeld.

Die große Armee ist zur Ruhe gegangen. Was noch vor wenigen Stunden Kraft, Leben und Bewegung war, hat sich gelagert auf dem braunen Blachfeld, das noch die Stoppeln von der Ernte trägt. Es ist dunkel geworden, der Himmel hat seine Lichter nicht angesteckt, und aus den feuchten Wiesen dampft der Nebel empor und zieht in trägen Wallungen über das Land. Alles still in der weiten Natur; wer draußen nichts mehr zu thun hat auf dem naßkalten Acker, ist in die niedrige Stube gekrochen und schmaucht dort beim Stümpchen Licht seine Abendpfeife; nur wenn man in die Nähe des lang gestreckten Bivouac's kommt, schlägt ein eigenthümlich Summen an unser Ohr, wie das ferne Branden des Meeres, das noch in träger Ruhe seine Wellen an's Ufer wirft. Kommt man aber näher, wird die Unterscheidung schon deutlicher. Das Schnauben und Schnuppen der fressenden Pferde, ein wirres Durcheinander von tausend und abertausend menschlichen Stimmen, 'mal ein hartes Wort dazwischen, oder ein verhallender Sang, das Knacken und Kreischen heranziehender Wagen, das Alles macht einen fast feierlichen Eindruck, wie das leise Grollen vor naher Schlacht. Tritt man noch näher heran, sieht man auch schon das traumhafte Regen und Bewegen; um die Feuer, die in häßlichem Gelb aus dem dichten Nebel blaken, schweben seltsam vergrößerte Schatten, hier dunkler, dort heller, je nachdem sie mehr oder weniger weit entfernt sind; lange Reihen warm zugedeckter Pferde bezeichnen die Lagerstätten der Cavallerie; vor den Strohhütten, wie Pilze aus dem Boden aufgeschossen, hat des Königs blaues Fußvolk sein Nachtquartier aufgeschlagen, und dort hinten, am linken Flügel, stehen die großen Knallbüchsen in tadelloser Richtung, und der flackernde Schein des Wachtfeuers spielt wie mit tastendem Finger über manch' erzesnes Rohr.

Der kleine Infanterist hat es eigentlich immer am besten; man sollte glauben, daß er todmüde sei, wenn er den ganzen Tag durch Dick und Dünn geknetet; sowie er aber in's Bivouac rückt, ist er lustig wie ein Sperling, der fidelste von allen;

rasch die Gewehre zusammengefaßt; dann Feuer angemacht, Hütten gebaut und kaum ist eine halbe Stunde in's Land gegangen, so führt er schon den Barentanz auf, singt einen heiteren Chor, oder treibt sonstige Possen und Allotria.

Die Cavallerie hat es entschieden schlecht. Ja, die können schon lachen, denkt Mancher, die machen ja ihren Dienst im Eigen ab, wo sich ein Anderer die Füße wundlaufen muß. Das ist aber eitles Gerede, von Leuten, die es nicht verstehen; die Hühneraugen wachsen nicht allein auf dem kleinen Zeh, und wenn der Reiter schließlich von seinem Pferde steigt, dann ist er so steif wie ein Bock, und die Knochen thun ihm weh zum Gotterbarmen. Hat auch nicht Lust, Hütten zu bauen; das Stroh, was er bekommt, streut er den Pferden unter, stiehlt ihnen wo möglich noch was zu, und er selbst legt sich, wo er gerade zu liegen kommt, den Mantel um und dann in den weichen Schmutz. Manchmal läßt er aber auch den Mantel aus . . . am liebsten hat er ihn, wenn er gewickelt ist. Die einzige Hütte, die gebaut wird, ist für den Herrn Regimentscommandeur . . . das ist gewöhnlich ein alter Mann, der aber immer noch weiter dienen muß, immer noch in Wind und Wetter die kranken Glieder tragen, damit Frau und Kinder sich warm zudecken können, wenn er selbst in die kühle Gruft gefenkt. Und dabei immer noch den Bramarbas spielen und den schwarzgefärbten Schnurrbart streichen, wenn's drinnen fröstelt und hüstelt . . . 's ist auch 'ne Tapferkeit. — Die andern Offiziere legen sich in den Schmutz . . . der alte Premier-Lieutenant in den tiefsten . . . um seine unvergleichliche Natur zu zeigen . . . damit er noch 'ne Escadron bekommt . . . wer sie schon hat, kann's an sich kommen lassen . . . Staatsmäßiger wird er doch noch, aus Gnade und Barmherzigkeit . . . das thun sie dem langgedienten Offizier nicht an, daß sie ihm den Major nicht geben sollten . . . und weiter hatten die Meisten damals nicht gerechnet.

Bei der Artillerie ist es jedenfalls am gediegensten . . . am handfestesten . . . das sind gewöhnlich ernste Gestalten in schwarzer Uniform, die

unwillkürlich an den Tod erinnert . . . wo die halten, wächst kein Hafer mehr, und wen sie treffen, der quält sich nicht mehr lange . . . mit einem Strich die Rechnung abgeschlossen. Wem sie die Hand drücken, der fühlt's 'ne Weile, und wenn sie 'nen Fluch ausstoßen, dann klingt das doch nach 'was . . . lauter Bomben, Granaten, Kartätschen und Haubizen.

Beim schweren Geschütz läßt sich's am besten leben; deshalb sehen sie auch alle so untersezt und stämmig aus. Die verstehen zu essen, und 'nen Tropfen zu trinken verstehen sie auch. Der Cavallerist kann's ebenfalls . . . wenn er's nur immer bei sich hätte . . . aber da liegt eben der Hund begraben . . . was geht denn in die kleinen Pistolenholstern hinein? . . . in die eine 'ne Semmel, und in die andere ein Flacon . . . nicht größer als 'ne Flasche Patchouli . . . von Tren und Muglich . . . nicht 'mal gnug, um's mit 'nem guten Freund zu theilen . . . Dagegen die solide Artillerie! . . . da ist noch viel Platz in den blauen Proklasten . . . da geht noch mancher Schinken und mancher Liter schwer Getränk hinein, wenn man die Munition ein Bißchen enger packt . . . Dann knurrt der Magen nicht, wenn er gegen Andere rebellisch wird.

Hier hält sich auch der Marktender nicht recht auf . . . Der Cavallerist kauft höchstens ein Stück Commißbrod für sein Pferd; aber der Infanterist hat alle Augenblick 'ne Wurst beim Wickel. Viel ist's ja auch nicht; aber die Masse muß es bringen . . . es sind die Meisten bei des Königs Blauen.

Ich stand bei einem Cavallerie-Regiment und lag mit einigen Kameraden um ein bitter qualmendes Feuer. Das nasse Holz knackte und wollte nicht brennen; dabei spritzte Einem alle Augenblick ein Funke oder kleiner Span auf's Leib. Der Commandeur war eben in's Nest gekrochen, um sich von seinem Burschen in Stroh wickeln zu lassen wie eine Flasche Glizir de Spaa, und wir anderen Drei ließen uns die Stiefelsohlen versengen und rauchten aus unseren kurzen Mandöverpfeifen mit dem elenden Vivouacfeuer um die Wette. Der dicke Rittmeister von Strüllpitz verdrehte die Augen, als ob er müde wäre, und der nicht minder feiste Lieutenant von Padderow beobachtete mit großer Aufmerksamkeit seinen Grog, den er in einem Kochgeschirr am Feuer stehen hatte. Es war Wasser aus dem nahen Tümpel an der Wieße, ein bißchen schlechter Rum und gar kein Zucker. Ab und zu fiel eine Kohle hinein oder eine trockene Nadel vom Fichtenzweig.

„Jetzt wirft er Blasen!“ rief plötzlich der dicke Offizier, mit der rothen Nase im aufsteigenden Dampf schwelgend und die schräg geschlitzten Augen in's Geschirr gesenkt . . . „jetzt wird er gleich im Kochen sein.“

Der Rittmeister ringelte verständnißvoll die Sehorgane weiter auf und leckte sich die vollen, bärt'gen Lippen.

„Wenn man das bedenkt“ . . . sagte er, sich länger streckend und die Pfeife wieder gehörig in Brand passend.

„Was denn, Herr Rittmeister?“

„S . . . ich meine nur . . . wie das so verschieden ist, im Soldatenleben . . . gestern beim reichen Grafen . . . im vornehmen Schloß . . . ein eleganter Kammerdiener und zwei Lakaien . . . perlender Champagner im feinen Glas . . .“

„Und die schönen Gräfinnen, die nachher so hübsch sangen und spielten,“ setzte Padderow hinzu, indem ein breites Schmunzeln über die verquollenen Züge glitt . . .

„Ach, was!“ unterbrach ihn der Rittmeister . . . „'ne gute Cigarre wär' mir lieber gewesen . . . wenn man nach solchem Souper nicht rauchen kann, ist die Blume davon hinweggenommen . . .“

„Alles kann man nicht beisammen haben,“ meinte der kleine Feiste, sich den nassen Nebel aus dem langen Vollbart streichend. . . „Deshalb ist ja eben unser Landsknechtleben so schön . . . überall fehlt ein Stück daran . . . was man heute nicht hat, das findet man morgen, und was heute erfreut, fehlt wieder ein ander Mal . . . heute hauchen wir einen schüchternen Ruß auf die zarten Finger指尖 der Comtesse, morgen bekommt die Bauerndirne ihren Schmaß . . . heute roth und morgen todt, wenn's 'mal zum Ernst kommt . . . gestern Sect im klingenden Glas und heute Grog aus dem klappernden Kochgeschirr . . .“

„Ist denn der edle Trunk nun endlich fertig?“ fragte Strüllpitz . . . „ich dachte, Zeit genug hätte er dazu gehabt.“

Der dicke Offizier wollte das Gefäß vom Feuer nehmen und verbrannte sich die Finger dabei.

„Dho!“ sagte er . . . „das ist ein Bißchen zu toll geworden!“ . . . Dann zog er sich Handschuhe an und nahm das Gefäß zurück.

„Pusten Sie erst 'ne Weile,“ rieth der Rittmeister . . . „aber gießen Sie kein kalt Wasser zu . . . lieber warten wir noch ein bißchen . . .“

Da Padderow derselben Ansicht war, geschah dies auch, und als zuletzt der aufsteigende Dampf in dem dichten Nebel nicht mehr zu sehen war, faßte der feiste Lieutenant das Kochgeschirr mit beiden Händen und hielt es dem Vorgesetzten hin.

„Bitte, Herr Rittmeister . . . wollen Sie gefälligst anheben? . . .“

Der Alte legte die Pfeife weg, verdrehte die Augen, wie er immer that, wenn ihm ein hoher Genuß bevorstand und bereitete sich, einen tiefen Zug zu thun.

Aber er kam nicht so weit, wie er gewollt;

nachdem er ein paar herzhafte Schlucke gethan, setzte er schnell wieder ab, machte ein furchtbares Gesicht und schüttelte sich, wie in einem Fieberanfall.

„Noch zu heiß?“ fragte Padderow, der erst mit Interesse zugehört.

„Das ist ja infames Zeug!“ brummte Strüllpiß unter abermaligem Schüttelfrost . . . „es schmeckt, als wenn man im Schornstein gefessen hätte.“

„Sie haben vielleicht eine Kohle in den Mund bekommen, Herr Rittmeister . . .“

Dieser fühlte erst eine Weile mit der Zunge an den Zähnen herum, ohne daß er etwas Verdächtiges hätte entdecken können.

„Dann muß ich sie runtergeschluckt haben,“ sagte er . . . „ich kann mich nicht mehr genau erinnern . . .“

Padderow nahm dem Alten das Kochgeschirr aus der Hand, um sich selbst zu überzeugen . . . ganz gegen seine sonstige Gewohnheit trank er langsam, zögernd, prüfend. Deshalb kam er auch schneller zum Resultat, als der sich überstürzende Rittmeister.

„Nein,“ sagte er, weit früher absetzend . . . „das wird nicht gehen . . . ich fürchte, daß es uns nicht gut bekommen könnte . . .“

„Der Ansicht bin ich auch,“ bestätigte Strüllpiß mit tiefem Ernst . . . „was machen wir denn aber dabei? . . . Der Mensch kann doch nicht ohne Nachtrunk zu Bette gehen . . .“

Dem dicken Lieutenant schien die Sache ebenfalls nahe zu gehen . . . er setzte das Gefäß aus der Hand und überlegte sich's.

„Wenn wir zur Artillerie hinübergangen,“ schlug er vor . . . „die haben immer eine gute Mischung . . . vielleicht stoßen wir gerade auf meinen Freund Schirmmeister . . . mit dem trinke ich immer 'nen Tropfen, wenn uns das Schicksal 'mal zusammenführt . . .“

Der Alte stand in demselben Moment auf, so war er mit der Idee einverstanden.

„Gehen wir!“ sagte er, in dem ihm eigenthümlichen, energischen Ton . . . „je früher wir kommen, desto mehr wir kriegen.“

Padderow folgte dem Beispiel, goß mit dem Ausdruck tiefster Verachtung seinen schwarzen Grog in's Feuer, daß es unwillig aufzischte vor Zorn und Entrüstung, und trat dann in Begleitung des Herrn Chefs die dunkle Wanderung an.

Überall brannte kein Feuer, deshalb war's ein übler Weg; bald trat man in ein Loch und bald wieder auf einen schlafenden Soldaten.

„O! . . . nehmen Sie's nicht übel,“ sagte dann jedesmal der Chef, wenn er das unwillige Knurren des Geschädigten vernahm . . . und dann ging

es weiter, bis Beide gleichzeitig gegen etwas sehr hartes stießen.

„Oho!“ fing Strüllpiß wieder an . . . „ich glaube, das war 'ne Kanone . . . das Rad ist mir grade vor den Magen gekommen . . .“

Padderow blieb aus Rücksicht so lange stehen, bis der Alte sich wieder verpustet hatte; dann bogen sie in die Gasse, die zwischen den Pferden und Geschützen hinlief.

„Na ja! . . . hab' ich's mir doch gleich gedacht!“ rief der feiste Offizier, indem er auf ein hellflackerndes Feuer zuschritt.

„Was?“ fragte der lakonische Chef.

„Daß er hier irgendwo sitzen würde?“

„Wer?“

„Mein Freund Schirmmeister!“

Im nächsten Moment lagen sie einander in den Armen und freuten sich. — Dazu hatten sie eigentlich auch alle Ursach; denn wo die beiden zusammenkamen, da gab's lustige Zeit . . . Schirmmeister neckte und Padderow wurde geneckt, bis es ihm schließlich zu viel ward und er in Zorn gerieth.

„Nun wollen wir aber gleich eins trinken,“ sagte Schirmmeister, als sie sich genug geherzt.

„Das dachte ich auch,“ meinte der dicke Freund; dann stellte er seinen Rittmeister vor und man setzte sich zu den Uebrigen an's Feuer.

Der Artillerie-Offizier war lang und dünn, grade das Gegentheil von Padderow . . . wenn der Letztere einem Kreis vergleichbar war, so stellte Schirmmeister eine Linie vor . . . ganz mager und dünn, und im bartlosen Gesicht immer ein Bucken von Schadenfreude.

Der Artillerist setzte sich dem Dicken gegenüber, damit er ihn genau beobachten konnte.

„Hempel!“ rief er dann.

Der bedienende, stämmige Kanonier entwickelte sich aus dem Nebel.

Schirmmeister nickte mit dem Kopf, worauf Hempel den seinen senkte und der Lieutenant ihm 'was in's Ohr sprach. Der Andere nickte, zum Zeichen, daß er's aufgefaßt, und verschwand.

„Wollt Ihr nicht 'ne Cigarre?“ fragte Schirmmeister, dem Freunde seine Tasche präsentirend.

Dieser wählte ein Exemplar und steckte es in den Mund. Der Andere hielt ihm ein Schwefelholz hin, aber so, daß ihm die Augen übergingen und er ganz dunkelblau vor Husten ward.

„Zur Gesundheit!“ rief Schirmmeister, ihm freundlich zunicke.

„Ich habe ja gar nicht genießt!“ krächzte Padderow, indem er sich ärgerlich die Thränen aus den Augen wischte . . . „weshalb hältst Du mir denn den Schwefel unter die Nase?“

„O!“ bedauerte Schirmmeister . . . „war denn die Flamme noch blau! Da habe ich Euch wohl

die Cigarre verdorben? Bitte, nehmt doch eine andere von mir."

"Ich danke wirklich," sagte der Dicke, nachdem er die ihm hingehaltene Tasche nicht ohne Mißtrauen befehen . . . "Das letzte Mal hast Du mir eine Knall=Cigarre gegeben, die in der Mitte explo=dirte . . . Ihr Artilleristen müßt immer was zu knallen haben . . . in der Beziehung traue ich Dir nicht mehr . . . laß mich diese nur weiter rauchen."

Der Nebel war mittlerweile so dicht geworden, daß wir uns außs Gerathewohl irgendwohin ge=setzt; jetzt kam es mir aber vor, als wenn ich unter mir ein leises Regen und Bewegen fühlte.

"Suchen Sie etwas?" fragte mich ein zuvor=kommender Kamerad von der Artillerie.

"Das grade nicht," war mein Bescheid . . . "aber es kommt mir beinahe vor, als ob ich auf was Lebendigem säße . . . es ist so warm und ich glaube, es stöhnt sogar."

"Vielleicht ein Pferd?" meinte ein Anderer.

"Oder ein Hund?"

"Die pflegen das doch nicht so lange auszu=halten . . ."

Der lange Schirmmeister stand auf und neigte den Oberkörper, daß er Aehnlichkeit mit einem Storch bekam, der eine Padde sucht.

"Ach, das ist ja Ihr Better!" rief er aus . . . "Sie haben sich auf Ihren Better gesetzt . . ."

"Mein Better? . . . welcher Better denn?"

"Er wollte Sie besuchen und da ist er unter=wegs hier eingelehrt und hat 'nen Glas Grog ge=trunken . . . es muß ihm aber wohl zuviel gewor=den sein; denn plötzlich legte er sich, und da ist er auch gleich liegen geblieben . . ."

Ich stand auf und wandte mich um. Wahr=haftig, mein kleiner Better aus der Nachbargarni=son . . . mein Stellvertreter bei den großen Vällen. Wir schweren Cavalleristen waren nämlich sehr faule Tänzer; damit die Damen aber nichts dabei verlieren sollten, ließ sich Jeder einen Freund von der leichtfüßigen Infanterie kommen . . . meine Wenigkeit hatte sich den kleinen Better zur Stell=vertretung ausersehen . . . er ist auch jedesmal er=schienen, doch nie im Tanzsaal . . . beim Mittag=essen schwippste er sich stets einen Kleinen an und dann legte er sich auf mein Sopha, um auszu=schlafen. Das dauerte aber lange; denn wenn ich ihn zum Ball wecken wollte, half mir all' mein Mütteln nicht . . . er schlief, als wenn man ihn todt=geschlagen hätte . . . und erst gegen ein Uhr gelang es meinem Cousin, ihn wieder zum Bewußtsein zu bringen. Um zwei Uhr fuhr er mit der ordinären Post wieder zurück, weil er morgens um Sieben in den Dienst mußte . . . er ließ mich immer noch freundlich grüßen und für die Ehre danken, die ich ihm angethan . . . und kam regelmäßig wieder,

II. 2.

um es regelmäßig ebenso zu machen . . . Der gute Better! . . . er hatte mir eine Aufmerksamkeit er=weisen und mich besuchen wollen . . . aber die Zwi=schenstationen konnte er nicht vertragen . . . er hatte sich wieder einen angeschwippst . . . einen ähnlichen, wie ich ihn bereits kennen gelernt . . . Der gute Mensch! . . . Ich legte ihn etwas weiter zurück und setzte mich dann auf etwas Anderes.

Als ich eben wieder Platz genommen, brachte Hempel den bestellten Grog mit verschmittem Lä=cheln. Es waren zwei mächtige Gläser von glei=cher Größe und Form; Schirmmeister nahm das eine und ließ das andere zu Herrn von Padderow bringen.

Dieser faßte es an dem Fuß, wo er sich nicht verbremmen konnte, nickte seinem lieben Bruder von der Artillerie mit einer gewissen Feierlichkeit zu, brachte sein schiefes Riechorgan in den Dunstkreis des duftenden Getränks und schloß vor süßem Be=hagen die Augen, während seine ganze Seele die Freuden des Paradieses zu athmen schien.

Schirmmeister sah seinen Freund mit eigenthüm=lichem Lächeln an und in seinem Blick zwinkerte eine fast dämonische Schadenfreude.

Padderow hatte inzwischen die schiefen Augen wieder geöffnet und pustete nun mit seinen dicken Lippen in das Getränk, um es etwas früher kühl werden zu lassen.

Dann nahm er den ersten, herzhaften Schluck. Kaum hatte er diesen aber hinabgleiten lassen, so setzte er den Humpen schnell wieder ab, riß den Mund weit auf, verzog schmerzlich das Angesicht und fuhr mit der Linken nach der Magenegend.

"Nicht wahr, er ist gut?" fragte Schirmmeister mit schadenfrohem Lächeln.

Der Dicke antwortete nicht, sondern gab nur ein dumpfes Stöhnen von sich.

"Was ist Euch, edle Seele?" fuhr der Andere theilnehmend fort . . . "Ihr seht ja aus, als wenn Ihr in Verückung gerathen wölltet."

Padderow gab abermals keine Antwort, warf aber dem unglücklichen Hempel einen Blick tödt=lichen Hasses zu und warf ihm seine Cigarre mit solcher Gewalt an den Kopf, daß sie von dem=selben abprallte und beinahe wieder zu ihm zurück=geschlagen wäre.

"Weshalb seid Ihr denn so wüthend, wackerer Kampfgenos?" erkundigte sich der Artillerist, indem er seinem Kanonier verstohlen abwinkte. Dieser hatte es aber nicht bemerkt, sondern war ruhig stehen geblieben. Nun blieb Schirmmeister nichts Anderes übrig, als der Sache ihren Lauf zu lassen.

"Was hast Du gethan, Unglücklicher?" redete er ihn an . . . "heraus mit der Sprache! gestehe Deine Uebelthat ein!"

Der dienstbare Geist, der übrigens entschiedenes

Talent zum Schauspieler zu haben schien, that, als wenn ihm plötzlich die Entdeckung eines entsetzlichen Irrthums durch die Seele führe; auf seinem blassen Gesicht lagerte sich der Ausdruck jähen Schreckens, und die dicken Fäuste ballten sich unwillkürlich zum stillen Gebet.

„Vergeben Sie mir, Herr Lieutenant,“ bat er mit zitternder Stimme . . . thun Sie mir nichts, guter Herr Lieutenant; ich habe in der Zerstreung ganz vergessen, Wasser in den Grog zu gießen.“

Padderow blickte den Uebelthäter noch eine Weile düster an; dann entließ er ihn mit einer Handbewegung.

„Geh, Glender!“ sagte er . . . „hebe Dich weg, damit ich nicht noch ein Verbrechen an Dir begehe!“

Dann versank er in unheimliches Schweigen, aus dem er nach geraumer Zeit von Schirmmeister geweckt ward.

„Ihr werdet doch aber den Grog austrinken?“ fragte er mit bescheidenem Ton . . . „oder soll ich Euch die Hälfte Wasser zugießen, wenn er Euch zu stark ist?“

Der dicke Reiter überlegte sich's. Nach dem ersten Schluck war es ihm zwar vorgekommen, als wenn er sich die Eingeweide verbrannt; jetzt hatte es aber schon wieder etwas nachgelassen. Und dann . . . vor dem Gedanken, daß ihm irgend etwas zu stark sein könnte, empörte sich seine renommiistische Natur . . . das konnte sich herumsprechen und sein glänzendes Renommee vernichten . . . zögernd griff er wieder zum Glase und zögernd nahm er den zweiten Schluck . . . Die Wirkung kam ihm schon geringer vor . . . noch schwächer ward der Eindruck beim vierten und fünften; das ist die Macht der Gewohnheit nach beiden Seiten hin . . . sie schärft den Geschmack für das Alltägliche und schwächt ihn ab dem Ungeheuerlichen gegenüber.

Von jetzt ab wurde Padderow schweigsam; aber Schirmmeister amüßte sich dennoch über ihn, wie der Kopf immer mehr anschwellt und röthet ward, die Augen kleiner und die Unterlippe wulstiger und träger. Der ganze Mensch schien angeschwollen, wie ein Egel, der sich nach und nach voll Blut saugt. Zuletzt bekam das Gesicht etwas Stumpfes und der Kopf fiel vorne über, entweder mit der Nase auf den Säbelknopf, oder die Cigarre ward mit dem falschen Ende in den Mund gesteckt, was auch keine angenehme Empfindung ist.

Um das Feuer herum ward es still; aber vom rechten Flügel her klang es wie ein Leben im Traum . . . plötzliche Heiterkeit blühte auf und erlosch mit derselben Geschwindigkeit . . . hier klang ein toller Chor, von dort stahl sich ein sanftes Lied durch's Lager hin, wie stilles Sehnen; dann kam es mit Gelächter näher heran, der grotesk

costumirte Führer mit dem strohumwidelten Bären, den er an der Leine hatte und tanzen ließ . . . hinterher noch ähnliches Gethier, auf allen Bieren gehend, und ein lärmender Haufen lustiger Kameraden, die ihre Wiße dazu machten und sich fränk lachen wollten über die täppischen Bewegungen der nachgeahmten Bestien und das tiefe Gebrumme der Bären, mit dem er seine Umgebung graulich machen wollte.

Grade als der kleine Trupp seine Vorstellung begonnen hatte, als die Querpfeife gellte und die Trommel klang, erhob sich von links her ein anderes Leben, man möchte sagen, ein negatives . . . ein anspruchsloses, das aber just durch seine Seltsamkeit stärker wirkte, als der ohrenzerreißende Lärm am Bidouacfeuer.

Erst klang es, als wenn ein Flüstern durch die Gasse entlang lief, kurz abgerissene Worte, die man nicht verstand, die aber langsam an Deutlichkeit zunahmen . . . dazwischen das gedämpfte Knicken zertretenen Reisigs und das fast verhaltene Schnaufen eines Pferdes, oder deren zwei. Es war beinahe feierlich, ohne daß man sich sagen konnte, weshalb; die Querpfeife blies unwillkürlich etwas weniger schrill; die Trommel polterte nicht so burlesk den Takt dazu . . . da war es, als wenn es sich nahte von links . . . die Augen blickten unwillkürlich auf, und eine Stimme hörte man leise sprechen: „Der Kaiser!“ . . .

Alles sprang empor, als wenn ihnen der Blick in die Glieder gefahren, sogar Padderow richtete sich schwerfällig auf und faßte nach Schirmmeister, um sich an dem zu halten, die Flöte brach plötzlich mitten in der Melodie ab, der Trommelstock tappste noch ein paar ungeschickte Schläge hinterher; die Bären stellten sich grade, just als wenn es Menschen gewesen wären; die Officiere griffen an den Müzenschirm und der Mund öffnete sich zum Hurrahruf. Aber der Kaiser, vom flackernden Feuerchein umflossen, vom leuchtenden Nebel ummalt, nickte freundlich zum Gegengruß, und winkte, daß sie sich nicht stören lassen sollten . . . dann ritt er weiter, vom stillen Adjutanten gefolgt, als wenn es nur ein verschwimmend Traumbild gewesen.

Und die Flöte begann wieder ihr impertinentes Lied; die Trommel kloterte den rauhen Takt dazu; der Bär hob schwerfällig das rechte Bein zum Tanz; die Peitsche knallte; die Officiere setzten sich, und der dicke Padderow fiel der Länge nach in den Schmutz, daß es einen ordentlichen Matsch gab.

„Oh! . . . entschuldigt!“ sagte Schirmmeister, an dem er seinen Stützpunkt verloren; dann half er ihm aber zärtlich auf und setzte ihn wieder auf seinen alten Platz.

So still und ohne prunkenden Lärm ritt der Kaiser durch das große Bidouac; er wollte seine

Soldaten besuchen, aber sie nicht incommodiren; er wollte ihnen Gutenacht sagen und dann selber schlafen gehen . . . der gütige Kaiser.

Vielleicht eine halbe Stunde später wirbelt es vom rechten Flügel her wie ferner Donnerton. Die Tambours aller Infanterie-Regimenter schlagen den großen Zapfenstreich, und die Pfeifen schrillen dazwischen wie das Leuchten des Wetters, das hin und her zuckt und wieder verschwindet.

Als das Fußvolk ausgetrommelt und gepfeifen, kommt die Cavallerie heran mit der wunderbar poetischen Retraite, des Reiters Schlummerlied.

Wie beruhigend sich der weiche, langgezogene Trompetenton an die Seele schmiegt, wie ein sanfter Hauch des Friedens und der Ruhe. Im Anfang schäumt noch fröhliche Soldatenlust d'rin auf, dann wird es müder und müder, und mit den letzten tiefen, verhallenden Tönen fällt schon das Auge zu, und der Kopf sinkt schläfrig auf die breite Brust.

Nach der Retraite will sich der Ton des Scherzes nicht mehr recht finden . . . selbst die Feuer werden matt und schwarz und drohen zu verlöschen; man drückt die Hand und sagt sich Gutenacht.

Der Rittmeister nahm seinen dicken Officier und zog mit ihm ab, wie der Führer mit dem braven Bey; es ging wohl ein bißchen schräg; aber es ging doch wenigstens.

„Treten Sie nicht auf Ihren Vetter!“ rief mir Schirmmeister zu, „lassen Sie ihn ruhig liegen; morgen früh bringen wir ihn schon weiter!“

Noch zwanzig Minuten weiter, und alles liegt und schläft; nur in den Feuern kriechen noch geschäftig Funken hin und her, und für die Sicherheit des Ganzen sind Feldwachen und Betten vorgestreckt . . . die Nachwächter der Armee . . . sie stehen regungslos, zwei schwarze Reihen dicht beisammen . . . den schußbereiten Karabiner auf die Lende gestemmt . . . die Pferde senken träumerisch den Kopf; aber der Reiter späht mit wachem Auge in die Nacht hinaus.





Allgemeine Rundschau.

Leopold v. Ranke †. „Ein Stern ist gefallen und eine Krone ist vom Haupte eines Königs gesunken.“ Diese Worte, mit denen Boerne einst seine Gedächtnisrede auf Jean Paul einleitete, kamen uns auf die Lippen, als wir die — erwartete und doch so schmerzlich empfundene — Nachricht vom Tode des Altmeisters unserer Geschichtsschreibung, vom Tode Leopold v. Ranke's erhielten.

Am Sonntag, den 23. Mai, Abends 10 $\frac{1}{2}$ Uhr, ist der fast 91jährige Greis sanft entschlafen, nachdem der der Auflösung vorausgehende Todeskampf allerdings ein langer und harter gewesen, doch aber wohl ein solcher, daß die umstehenden Angehörigen und Freunde mehr dabei gelitten haben, als der Sterbende selbst.

An diesem Sarge trauert nicht nur die zurückgeliebene Familie, nicht nur die Nation, die den Gestorbenen zu ihren edelsten und besten Söhnen seit lange zu zählen berechtigt und gewillt war: an diesem Sarge verhilft der Genius der Menschheit trauernd sein Haupt. Das ist keine Phrase, wie sie die Franzosen bei Gelegenheit des Todes von Victor Hugo so verschwenderisch angewendet haben, das ist pure Wahrheit und ein Blick in die Zeitungen aller Herren Länder und aller Richtungen liefert davon — zur Ehre der Menschheit sei es gesagt — den Beweis. Aller politischer und nationaler Hader schwing für einen Augenblick und die blühenden Schwerter der Geistesstreiter in allen Ländern senkten sich salutierend vor diesem Toten, als die Kunde vom Hingange des illustren Geschichtsschreibers in die Welt hinausging. Selbst in Frankreich und Paris hat kein Mißton — wir wollen das besonders betonen — die feierliche Einstimmigkeit dieser Huldigung beeinträchtigt. Von den übrigen Nationen aber wußte fast jede eine Seite seines Schaffens als ihr selbst und ihrer Special-Geschichte geweiht zu rühmen und dankbar anzuerkennen, so die Engländer seine „Englische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert“, wie die südeuropäischen Völker sein großes und glänzendes Werk: „Fürsten und Völker in Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert“; so die Serben, deren „Revolution“ er so meisterhaft erzählt hat, wie seine zahlreichen Schüler, Freunde und Bewunderer in Oesterreich, an das ihn besonders rege Bande der Sympathie und Freundschaft knüpften.

Diese Universalität der gewaltigen, 60 Jahre umfassenden Thätigkeit des großen Gelehrten ist vielleicht das am meisten Staunenswerthe an diesem in jeder Beziehung außergewöhnlichen Menschenleben. Sie ist aber zugleich ein glänzendes Zeugniß dafür, daß die deutsche Wissenschaft ihre universale Aufgabe weder vergessen noch aufgegeben hat. Je mehr die politischen Interessen der Nationen auseinandergehen, je schroffer die Gegensätze im socialen Leben werden: desto mehr ist es Aufgabe der Wissenschaft, die „universitas“ der geistigen und verbindenden Güter hochzuhalten, und wir sind stolz genug, der deutschen Wissenschaft und den deutschen Gelehrten nach dieser Richtung

hin die Führerrolle zuzuschreiben. Leopold von Ranke hatte sie und bewahrte sie, soweit es die Historie anbelangt, jetzt freilich ist die Krone vom Haupte des Königs gefallen — wer von den Nachfolgern hebt sie auf und ist würdig, sie zu tragen?

Aber die universale Richtung Ranke's beeinträchtigte durchaus nicht den echt deutschen und nationalen Kern seines Wesens, wie seines Wissens. Fünfzig Bände stehen als die Summe seiner hinterlassenen Schriften, als das Ergebnis einer sechzigjährigen, rastlosen, bis in die letzten Lebensstage fortgesetzten Thätigkeit und einer riesigen Schaffenskraft und als das glänzendste Denkmal, das dem Manne gesetzt werden kann von der dankbaren Nation. Die meisten dieser fünfzig Bände behandeln außerdeutsche Geschichtsepochen und Verhältnisse, aber jeder ist durch und durch deutsch und eine Bereicherung unserer nationalen Literatur. Schon durch die Schönheit der Sprache, durch die wunderbar seine Durcharbeitung des Stils gehört Ranke unter die Classiker unserer Nation. Er hat diesen Ruhm nicht so nebenher errungen und diesen Lorbeer nicht so im Vorbeigehen gepflückt, sondern derselbe ist ihm als Preis unablässigen Arbeitens und Teilens, namentlich an der ersten Hälfte seiner Werke geworden. Und deutsch ist ferner an Ranke neben der Sprache das tiefe Verständniß für das Empfinden, wie die Regungen der Volksseele zu allen Zeiten und in allen Ländern. Wir wissen wohl, daß gerade das ihm von wissenschaftlichen Gegnern, wie Mommsen, Treitschke u. A., abgesprochen wird, aber es sei uns gestattet, zu betonen, daß für uns in Ranke's „Deutscher Geschichte im Zeitalter der Reformation“ der Odem des lebendigen Volksgeistes so warm, wie nur in irgend einem Werke seiner Gegner weht. Man hat Ranke in dieser Beziehung zu Schloffer in Gegensatz bringen wollen — das ist kein Gegensatz, das ist eine Ergänzung und gewiß kann man das Wort Goethe's über seine und seines Freundes Schiller Werthschätzung, daß die Deutschen sich freuen sollten, zwei solche Männer gehabt zu haben, mit Recht auch auf Schloffer und Ranke anwenden.

Solon's uraltes Wort: „Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen“ hat wohl Recht, aber gerade auf ihm ruhend, preisen wir heute, wo sich der Hügel über die sterblichen Theile Leopold von Ranke's kaum geschlossen hat, diesen Sterblichen glücklich. Welch' ein harmonisches Leben! Welch' äußere Ehren, welch' inneres Glück! Wie weit aber die Grenzen des sonst dem Menschen gesetzten Zieles verlängert und doch fast bis zum letzten Athemhauche schaffenskräftig und schaffensfreudig! Und nun, wo es für hier abgeschlossen ist, welche Liebe und Dankbarkeit, welche trauernde Wehmuth zittert durch die Herzen der gesammten gebildeten Menschheit und eint sich in dem Abschiedsgruße:

Schlaf in Frieden!

J. St.

Die Rachel im Hauskleid. „Diese Rachel ist doch eine ganz außergewöhnliche Erscheinung! Sie begnügt sich nicht, die erste Tragödie der Welt zu sein, sie schreibt auch wie Madame de Sevigné!“ Dergleichen Anrufe der Bewunderung hätte man oftmals bei Verehrern und Verehrerinnen der Rachel hören können, die von der berühmten Künstlerin durch Briefe beglückt worden waren. Und da erscheint nun, bald dreißig Jahre nach ihrem Tode, ein Buch, das bezüglich der „herrlichen“ Briefe eine merkwürdige Enthüllung bringt. Wir meinen die ebenso reichhaltige wie interessante Handschriftenammlung Adolphe Crémieux, die jüngst durch den Druck veröffentlicht worden ist. Diese „Autographes“ enthalten auch viele Briefe der Rachel, doch ohne jede Correctur oder, um ein nahe liegendes Bild zu gebrauchen, ohne jede Schminke. Schon die wunderliche, d. h. sehr fehlerhafte Orthographie und der höchst saloppe Stil, welche diese Briefe zeigen, müßten über die Autorschaft von durchaus tadellosen Episteln der Rachel starke Zweifel erregen; aber diese Zweifel werden dadurch zur Gewißheit, daß sich unter den Autographen auch Briefe finden, worin die Schauspielerin ihren Freund und Gönner Crémieux ausdrücklich bittet, ihr die Antworten auf erhaltene Zuschriften zu verfassen. In der That, der berühmte Advokat und glänzende Stilist Crémieux, der sich seiner Glaubensgenossin schon in einer Zeit angenommen hatte, da sie noch ganz unbekannt war, leistete ihr bereitwilligst die Dienste eines Secretärs; er verfaßte jahrelang alle Briefe, welche die Rachel abzusenden hatte, denn sie war nicht bloß von Haus aus ungebildet, sie besaß auch nicht den nöthigen Ernst, um etwas Ordentliches zu lernen; nur durch ihr ungewöhnliches Talent für die Bühne ward sie zu der gefeierten Tragödin. Als solche liebte sie auch besonders ihren Nebenbuhlerinnen gegenüber mit den schönen Briefen aus Crémieux' Feder zu prunken. So schrieb sie einmal an diesen: „Fräulein Dejazet schickt mir soeben einen charmanten Brief, den ich Ihnen sende. Eine Antwort, ich bitte, aber sehr liebenswürdig, denn ich lehne ihre Einladung ab; sagen Sie ihr, daß ich darüber verzweifelt bin und nichts verloren ist; vielleicht ein anderes Mal. Aber einen Brief, wie es wenige giebt, denn sie wird ihn allen Kameradinnen zeigen!“

Was den Charakter der Rachel anbetrifft, so hat man sie ebenso übertrieben getadelt wie übertrieben gelobt. Im Anfange ihrer Laufbahn sah man nur Tugenden in ihr, nur ein Herz, das sich von allen bösen Gedanken und sonstigen Leidenschaften jungfräulich rein halte, nur eine Künstlerin, welche die Gluth der Liebe trefflich darstelle, aber sie nicht selbst empfinde. Später malte man ihre Schwächen ins Dunkle und beschuldigte sie schonungslos unverzeihlicher Sittenlosigkeit. Letzteres wurde auch der Grund, aus welchem Crémieux den Verkehr mit ihr so

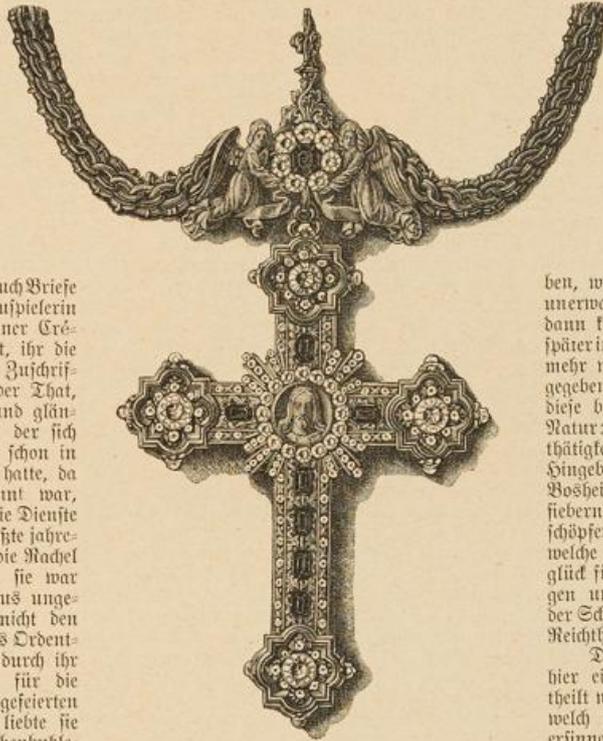
plötzlich abbrach, da er eine heranwachsende Tochter hatte. Seine Gattin machte zwar noch den Versuch, den verlorenen Schützling zur Umkehr zu bewegen. Sie richtete brieflich liebevolle Ermahnungen und kluge Rathschläge. Ein Bescheid darauf blieb aber aus, und als schließlich beide Crémieux zur Rachel sandten, um eine Antwort sich noch besonders auszubitten, ließ die Rachel durch ihr Kammermädchen sagen, es läme keine Antwort. Diese rohe Zurückweisung, zugleich ein Zeichen großer Undankbarkeit, schloß das Buch der Freundschaft ab.

Zu denjenigen, welche durch einen langjährigen vertraulichen Umgang mit der Künstlerin Gelegenheit hatten, sie genau kennen zu lernen, gehörte auch der bekannte Dr. Veron. In der von ihm im 5. Kapitel des vierten Bandes seiner Denkwürdigkeiten entworfenen Charakterbeschreibung der Rachel sagt er unter Anderem: „Man hat die Rachel oft der Habucht angeklagt. Bei ihr wechelt ein Uebermaß von Verschwendung und ein Uebermaß von fleischer Berechnung und Sparsamkeit. Bisweilen will sie Alles geben,

was sie besitzt, und schleppt unerwartete Geschenke herbei, aber dann kann sie schon wenige Tage später in Versuchung kommen, weit mehr wieder zu nehmen, als sie gegeben hat. Alle Contraste zeigt diese bewegliche und wunderliche Natur: verschwenderische Wohlthätigkeit und Geschäftssinn, die Hingebung eines Engels und die Bosheit eines Teufels; es ist eine fiebernde Natur, welche Alles erschöpfen, Alles aufbrauchen will, welche weder Runzeln, noch Unglück für möglich hält, diese ewigen und unverföhnlichen Feinde der Schönheit, des Genies und des Reichthums.“

Dies vorausgeschickt, möge hier eine kleine Geschichte mitgetheilt werden, die am besten zeigt, welche feine Mittel die Rachel zu ersinnen wußte, um die großmüthigen Instinkte ihrer Verehrer zu reizen, sobald sich diese ökonomischer zeigten, als es mit der Heftigkeit ihrer Leidenschaft vereinbar schien.

Bei ihrer alten Freundin, Madame S., hatte die Rachel eines Tages eine zerbrochene Guitarre bemerkt, ganz schwarz vor Schmutz und Alter. „Was thun Sie mit dem Ding, meine Liebe?“ fragte sie: „wollen Sie mir's schenken?“ „Herzlich gern. Sie befreien mich von einem unnützen Möbel,“ erwiderte Madame S. und sofort erhielt die Kammerfrau den Befehl, die alte Guitarre nach der Wohnung der Künstlerin zu tragen. Drei Tage darauf besucht Graf Walewsky die Rachel und bemerkt das alte Instrument, das in einer seidenen Umhüllung über dem Kamine hängt. „Was soll denn hier dieser alte Klimperkasten?“ fragt der Graf verwundert und kneift dabei sein Lorgnon ins Auge. Die Rachel entgegnet, indem sie eine sentimentale Haltung annimmt, mit salbungsvollem Tone: „Das ist die Guitarre, mit der ich einst als



Das Geschenk des Kaisers an Papst Leo XIII.

armes Mädchen in den Straßen umherzog und mir mein arbeitsames Brod verdiente.“ „Ist es möglich? O, dann bitte ich Sie, geben Sie mir diese Erinnerung an Ihre Kindheit. Das ist ein Schatz, den die Welt, die Geschichte würdigen wird!“ „Eben deshalb behalte ich ihn; er ist mir nicht um 50,000 Francs feil.“ „Aber ich muß diese Gitarre haben, koste sie, was sie wolle!“ „Sie sind ein Narr, lieber Graf!“ „Hören Sie, Rachel, ich gebe Ihnen das Diamantarmband und die Rubinenschnur, die Sie neulich so sehr bewunderten. Sie können Beides augenblicklich beim Juwelier holen lassen. Sind Sie damit zufrieden?“ „Nun denn,“ antwortete die Rachel mit einem Seufzer, „nehmen Sie die Gitarre.“ Der Graf war überglücklich und zeigte den Schatz allen seinen Freunden. Unglückslicherweise kam nach einigen Wochen auch Madame S. in sein Haus. Auch ihr ward das werthvolle Andenken gezeigt, und da sie dabei einen Ausruf der Ueberraschung nicht zu unterdrücken vermochte, kam die ganze Geschichte an den Tag. sm.

Zu unseren Illustrationen.

Studienkopf, von Franz von Defregger. Die Gegenwart hat nur sehr wenige Künstler aufzuweisen, deren Werke des Volkes Seele mächtiger berühren, als die des trefflichen Tyroler Malers Franz v. Defregger. Wir dürfen daher wohl hoffen, daß der diesem Hefte beigegebene in tadellosem Lichtdruck ausgeführte weibliche Studienkopf des berühmten Meisters unsern verehrten Lesern eine willkommene Gabe ist und die Vorstellung vervollständigen hilft, die sie sich von dem im vorigen Jahre in sein 51. Lebensjahr eingetretenen, ebenso liebenswürdigen wie tüchtigen Künstler im Stillen vielleicht schon längst entworfen haben werden. Freilich lernt man den die Geschichte seines heldenmüthigen Volks in so überaus packender Lebenswahrheit schildernden Schöpfer der „heimkehrenden Sieger“, des „letzten Aufgebots“, „Andreas Hofers Aufenthalt in der Hofburg“, „die Schmiede“ u. s. w. aus einem einfachen Studienkopf nicht kennen, aber ebensowenig würde dies der Fall sein, hätte man dabei nur diese Arbeiten im Auge; denn so bewundernswürth uns Franz v. Defregger auch als Geschichtsmaler erscheinen mag: seine weit über die Grenzen Deutschlands hinausgehende Popularität hat er doch ohne alle Frage in der Hauptsache seinen köstlichen Genrebildern: dem „Abschied von der Sennerin“, der „Ankunft auf dem Tanzboden“, dem „Salonthyroler“, dem „Liebesbrief“, sowie seinem humorvollen „Ball auf der Alm“, dem „Besuch bei der jungen Mutter“ oder wie sonst seine dem Volksleben abgelauchten, immer den Kern der Sache treffenden köstlichen Darstellungen heißen, zu verdanken, welche wiederum ihre Lebenskraft in den zahllosen Studien haben, die Defregger, wie den obigen schönen Studienkopf, nach der Natur gemalt und in seinen Werken genrebildlicher Richtung entsprechend verwendet hat. S.

Fantasia. Nach dem Gemälde von Professor S. Brandt.

Ueber der Steppe blaut der wolkenlose Himmel. Im Hintergrunde ragen die weißen Mauern der Festung empor, vor der in weiter Front die wilden Söhne des Landes auf ihren kleinen, stinken Pferden halten, um ihrem neuen Führer zu zeigen, wie gefährlich ihre, von den Erfindungen der Neuzeit längst überflügeltten Waffen noch heute dem Feinde werden können.

Ein Kommandoruf, ein schriller Schrei, und nun lösen sich die Reiter von dem Flügel der starren Front ihrer Genossen. Im rasenden Galopp jagen sie heran, den Bogen über den Kopf werfend, ihn auffangend, um das Spiel von Neuem zu wiederholen, bis sie auf Schutzweite an das Ziel, eine hohe Stange, gelangt sind, auf deren Spitze sich ein leinenumwidelter Strohwiß befindet. Im

Nu lassen sie die Fiegel dem Klepper auf die struppige Mähne sinken, der Pfeil liegt auf der Sehne, die ihn im nächsten Augenblick emporjähnelst nach dem Ziel, in dem er zitternd haften bleibt; ein Jubelruf von den Lippen der Gefährten; stets neue Reiter jagen heran, es ist ein Bild, so wild, so anregend, wie es ein Land der Cultur nicht zu bieten vermag.

Fantasia; wird das Bild stets eine solche bleiben, ein Phantasiegebilde eines genialen Künstlers, oder werden die Länder im Westen noch einmal jene Steppensöhne über ihre gepflegten Felder reiten, die Cultur von Jahrhunderten niedersinken sehen unter den Hufen ihrer Kofse? — Wer weiß es?

Schäfers Raft. Nach dem Gemälde von D. Strügel. Ein reizendes, ruhe- und friedeathmendes Bild liegt vor uns, der Wirklichkeit so wahr und treu abgelauscht und mit ihrem vollen Zauber wiedergegeben. Wir vermögen es, uns so recht in die Stimmung desselben hineinzuversetzen; es beschleicht uns das Gefühl, daß es doch etwas Schönes, Wonnevolleres ist um die stille Erhabenheit der Natur fern ab von dem lauten Getriebe der Welt, und diese Wirkung offenbart sich uns in der Ruhe des Gemüthes. Was der Maler beabsichtigt, den still klärenden Zauber der Natur auf das menschliche Innere auszudrücken — er hat es in seinem Bilde voll und ganz erreicht.

v. P.

Unterricht im Fischen. Nach dem Gemälde von Alf. Guillon. Schau! wie aufmerksam das schöne Fräulein dem alten Fischer zusieht, wie er den Fisch von der Angel löst. Sie möchte das Fischerhandwerk gern erlernen, wenn auch nur zum Zeitvertreib in der ländlichen Einsamkeit des kleinen Badeortes. Darum ist sie mit hinaus auf das Meer, das so still und glänzend wie eine unendliche weite Silberplatte sich um sie herum ausdehnt. Die Sonne senkt glühend ihre Strahlen herab und die heiße Luft lagert sich dicht und schwer über die ungeheure Fläche, daß selbst die weißen Seemöven nur träge und lautlos dahinflattern, als ob sie heute nicht recht den Zweck ihres Daseins erfüllten. Der alte wettergebräunte Seemann hat seine Netze und Angeln ausgeworfen und nicht lange da zappelt und lebt es daran und mit schmunzelnder Miene holt er den glänzenden, sich windenden Burschen aus der Tiefe heraus und löst mit geschickter Hand die Angel aus seinen Riemen. — „Aber das Fischen ist eine einfache Geschichte,“ sagt das superkluge kleine Badefräulein und zupft kokett an den hohen Stulpenhandschuhen, „man wirft seine Angeln aus und wupps sitzen die Fische daran.“ — Der Alte lächelt so eigen listig und zwinkert mit den Augen: „Ja, ja! Sie werden es bald verstehen! Aber, wenn der Sturm plötzlich die Fischer übersällt und wie heute hunderte von Böten sich über die Bucht weit hinausgewagt, dann ist die Heimkehr nicht immer so leicht und,“ seine Stimme wurde ernst, fast feierlich im Ton, „dann hat mancher lebensfrohe Bursche den Strand nie wieder geschaut. — 's nicht so einfach, das Fischerhandwerk!“

v. P.

Ein kaiserliches Geschenk. In der dem Hefte beigegebenen Illustration geben wir den Lesern eine Anschauung von dem kostbaren Brustschmuck, welchen Se. Majestät der deutsche Kaiser als ein Zeichen kaiserlicher Hochschätzung und Dankbarkeit mit Rücksicht auf die Entschädigung in der Carolinenangelegenheit Sr. Heiligkeit dem Papste Leo XIII. durch seinen am Vatican beglaubigten außerordentlichen Gesandten vor Kurzem feierlichst überreichen ließ. Im reinsten frühgotischen Stil entworfen und aus feinstem Gold bestehend, enden die Flügel des Kreuzes in der Form des Vierpasses, deren reiche Blattrosetten mit je einem von acht kleineren Brillanten umgebenen großen Brillanten vom reinsten Wasser geschmückt ist, während die von einem gewundenen Blattstab eingefassten

ebenfalls mit Brillanten zwischen den Blättern verzierten Flächen des Kreuzes sieben selten schöne Rubine zeigen, die dem aufgelötheten gothischen Blattwerk der Schenkel einen ganz besonders schönen farbigen Reiz verleihen und so gefaßt sind, daß sie mit den übrigen Edelsteinen der Vorderseite auch auf der aus reichem gothischen Maß- und Blattwerk gebildeten Rückseite des Kreuzes wahrgenommen werden können. Die Mitte des 1 Centimeter starken und ca. 14 Centimeter hohen Kreuzes wird durch den Kopf des Heilands nach der von Thorwaldsen geschaffenen herrlichen Christusstatue gebildet. Derselbe ist in Feingold aus einem Stück en haut relief getrieben und mit einem Kranz von acht großen Brillanten, sowie von zahlreichen nach den vier Ecken des Kreuzes sich ausbreitenden, von zahlreichen kleineren Brillanten eingefassten Strahlen umgeben und ein wahres Meisterwerk der Goldschmiedekunst, ein Lob, welches ebenso den am oberen Ende des Kreuzes die mit einem kostbaren von sieben großen Brillanten eingefassten Rubin verzierte Agraffe tragenden zwei Cherubgestalten gebührt, zwischen deren ausgebreiteten Flügeln die zum Tragen des Pectorales bestimmte schwere goldene Kette angebracht ist und das von den königlichen Juwelierern Joh. Wagner & Sohn in Berlin gefertigte, dem deutschen Kunstgewerbe zur höchsten Ehre gereichende kostbare Geschenk vervollständigt. S.

Miscellen.

Der betrogene Pascha. Wir finden, daß bei manchen in Monogamie lebenden Vögeln das Männchen die Eier ausbrüten hilft, so bei verschiedenen Singvögeln. Allerdings geschieht dies nur täglich wenige Stunden, während das Weibchen inzwischen auch nicht müßig ist, sondern nach Futter ausgeht. Dagegen kümmert sich das in Vielweiberei lebende Männchen gar nicht um das Ausbrüten und doch läßt sich auch hier die Natur zwingen und man kann selbst den echten Pascha, den Hahn, zum Brüten benützen.

Bekanntlich richten die Chinesen Capannen ab, Mutterställe bei jungen Küchlein zu vertreten — diese sollen den Hennen nichts an Sorgfalt nachgeben, sondern ihre Pflegebefohlenen mit seltener Treue hüten, Futter für sie suchen und Nachts die Küchlein unter ihren Flügeln wärmen, wie es die eigene Mutter nicht besser könnte. Die Chinesen richten die Capannen auf die Weise ab, daß sie die Thiere betrunken machen und ihnen, während des Nauschens, die Küchlein zugefellen.

In Frankreich werden häufig Truthähne zum Ausbrüten und Aufziehen von Hühnern verwandt. So ein Pflegevater kann zwanzig bis dreißig Eier ausbrüten, während Frau Henne an der reichlichen Hälfte genügt hat. Man gießt dem Truthahn ein Glas feurigen Weins in den Hals und während der sich in folgedessen einstellenden Betäubung rupft man ihm die Federn von der Brust und setzt ihn auf die auszubrütenden Eier. Wenn das Thier wieder zur Besinnung kommt, findet es sich mit Geduld in sein Schicksal, denn die glatten Eier thun dem durch das Abrupfen gereizten Körpertheil wohl.

Auch ich versuchte es einmal mit einem gewöhnlichen Haushahn, er lebte in beständigem Streit mit dem zweiten Hoshahn. Zwischen beiden hatten erbitterte Kämpfe stattgefunden, keiner wollte das Feld räumen. Beide beanspruchten den ersten Platz, jeder setzte die Sultanmühe auf. So sang ich mir denn eines Tages Pascha, um endlich einmal Frieden unter dem Hühnerwolke zu haben und — drehte ihm den Hals um? — Nicht doch, ich goß ihm ein Spitzglas Brantwein in den Hals. Der Alkohol begann nur zu bald zu wirken, meinem Hahn wurden die Federn von der Brust gerupft und er in den Kistkasten auf zwanzig frischgelegte Hühner Eier gesetzt. Als Pascha allmählich

zur Besinnung kam, blieb er ruhig sitzen, er schien seine Hahnennatur ganz vergessen zu haben, ja, er saß besser auf den Eiern als manche Henne. Dieser Pflücker dauerte so lange, bis die Küchlein herauskrochen. Als das Picken und Pipen kein Ende nehmen wollte, schien das Pascha denn doch über den Spaß, er sprang auf, rannte eiligt zum Stall hinaus und auf dem Hofe angelangt, begann er zu krähen, wiederholt, heftig, daß alle Dühner zusammenliefen und sein Nebenbuhler mit gepreizten Federn auf ihn zugestürzt kam — sollte dieses Krähen Triumph oder Unwillen ausdrücken, wer kann das wissen?! — Genug, Pascha kümmerte sich nicht mehr um die untergeordneten Kinder, er hätte sie untkommen lassen; wir mußten sie an zwei Glucken vertheilen, die gerade mit Familie gesegnet waren und sich den Zuwachs ganz ruhig gefallen ließen.

Pascha war wie umgewandelt, gegen mich und das Hausgesinde zeigte er sich mißtrauisch, wo er früher zufräulich, ja dreist gewesen war. Früher hatte er mir oft das Futter aus der Hand gepickt, jetzt lief er jedesmal spornstreichs davon, wenn er mich kommen sah, als fürchte er, ich werde ihm noch einmal ein Betäubungsmittel eingeben. So viel steht fest, hätte Pascha eine Stimme im Reichstage gehabt, er wäre sicher für das Branntweinmonopol gewesen, ja, ich glaube bestimmt, er hätte alle Gegner desselben todgeschrien. E. Brunck.

* Aus den „geheimen und sonderbaren Kriegs-Nachrichten“ des Marquis de Feuquières erfahren wir manche interessante Nachricht über die damalige Verpflegung der Truppen. Wir sehen, daß Louvois, der geniale Kriegsminister Ludwigs XIV., diesem wichtigen Zweige des Kriegswesens seine ganze Aufmerksamkeit zuwandte und Einrichtungen hatte oder plante, die wir als Erwerbungen der neuesten Zeit anzusehen gewohnt sind. So sehen wir, daß die französische Armee der damaligen Zeit Defen mit sich führte, um darin im Nothfall Brod zu backen wie unsere Truppen, daß den Soldaten in den beiden ersten Monaten eines Feldzuges täglich vier Loth Reis-Pulver gereicht wurden, ja daß Monsieur de Louvois Vorhabens gewesen ist, nach dem Exempel der orientalischen Völker den Truppen Fleisch-Pulver austheilen zu lassen. Wie aber in selbigen warmen Ländern solches Pulver die Sonne macht und daher in diesen Landes-Gegeuden eben daselbige nicht wohl practiciret werden könnte, so hatte ermelbeter Herr von Louvois große Defen von Kupfer, die acht Dshen auf einmal in sich zu fassen im Stande waren, verfertigen, auch wirkliche Proben darinnen machen lassen. Allein dessen Tod hat dieses Vorhaben gehindert, welches, wie ich glaube, dem Dienste überaus zuträglich gewesen wäre. „Dieses Fleisch-Pulver giebet sehr gute Suppen: Wenn zwei Loth davon in Wasser gesotten werden, so können vier Mann sich genüßlich daran satt essen, und ein Pfund frisch Fleisch giebet zwei Loth Pulver.“ Also Louvois — der Vorgänger Liebig's.

* Ein Mißverständnis bei der Uebersetzung einer plattdeutschen, in diesem Falle hamburgischen Redensart in's Hochdeutsche ist bei dem bekannten „Flötengehen“ passiert: „In de Flets (Kanäle) gahn“, damit bezeichnete man früher in Hamburg das Verlorengehen einer Sache, denn den Hamburger Dienstmädchen soll nach alter Uebersetzung beim Wäschespülen in den Flets durch allzu lebhaft Unterhaltung manches Stück fortgeschwommen sein, wie ja auch schon Schiller sagt:

„Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort!“

Aus dem: „In de Flets gahn“ hat derselbe Hans Unverstand oder doch einer aus seiner großen Familie „Flötengehen“ gemacht, und dabei dachte sich 'mal Einer etwas!

Technisches.

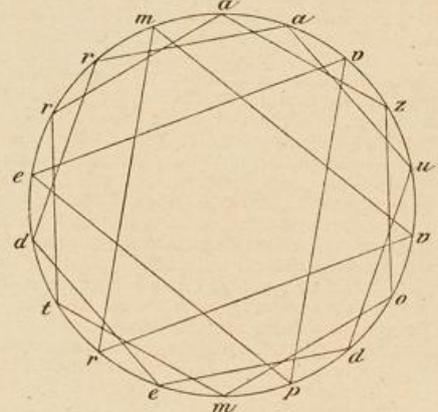
Fortschritte auf dem Gebiete der Schußwaffen. Unermüdlicher denn je sind die Erfinder von Zerstörungswerkzeugen und sie laufen sogar den Erfindern von elektrischen Apparaten anscheinend den Rang ab. Wir müssen uns daher mit der Erwähnung der hervorragenden Neuerungen auf diesem Gebiete begnügen. Es sei zunächst des unterseeischen Geschüßes des berühmten amerikanischen Ingenieurs Ericsson gedacht. Das Geschüß ist eigentlich nur ein verbessertes Torpedo-Schleuderrohr. Es wird an der Schiffsseite in's Wasser soweit hinuntergelassen, daß es etwa zwei Meter tief zu stehen kommt, worauf man die Ladung elektrisch entzündet und ein $7\frac{1}{2}$ Meter langes Torpedo dem Rohre entfährt, dessen von dem Geschüß gehobener Vorderanschluß sich sofort wieder schließt, damit das Wasser nicht eindringen kann. — Ausichtreicher erscheint Maxim's elektrisch manövriertes Festungsgeschüß. Hier wird die ungeheure und stets bereite Kraft der Elektrizität in der mannigfaltigsten Weise verwendet. Dynamaschinen, welche der commandirende Offizier einfach durch den Druck auf entsprechende Knöpfe in Bewegung versetzt, heben das Geschüß in die Kammer, verschließen dieselbe, richten die Kanone und öffnen nach dem Schuß die Kammer wieder, während der elektrische Funke andererseits die Entzündung der Ladung bewirkt. Das Schönste an der Sache ist, daß ein Mann auf diese Weise eine ganze Batterie beherrschen kann und daß die Mannschaft überflüssig wird. Maxim ist als Erfinder eines automatischen Revolvergeschüßes bereits vorthellhaft bekannt. Die Verbesserung der Sprenggeschosse bezwecken zwei soeben ertheilte Patente, deren Inhaber dem fruchtbaren Boden Amerikas entsprossen sind. Zaluski in Washington erfand einen Geschüßzünder, welcher durch eine im Geschüß selbst untergebrachte elektrische Batterie im Augenblick des Anpralls entzündet wird. Die Vorrichtung ist speciell für Dynamit-Sprenggeschosse berechnet und soll sehr sicher wirken. Hayes und Duncan in Washington haben ihrerseits ein Sprenggeschüß erfunden, dessen Inneres in mehrere Abtheilungen zerfällt. Jede Abtheilung birgt den einen, an sich unexplodirbaren Bestandtheil der Sprengladung. Mittelst einer besondern Vorrichtung vereinigen sich nun diese Bestandtheile während des Fluges des Geschüßes und thun dann am Ziele ihre Schuldigkeit. Es leuchtet ein, daß die Handhabung einer solchen Granate eine gefahrlosere ist, als die der gewöhnlichen Sprenggeschosse, da sie außer dem Zündensatz keinen Körper enthält, der sich vor dem Abfeuern entzünden könnte. — Lyman in Brooklyn endlich ist der Erfinder einer Pulverladung, welche bei der ersten Entzündung in Folge der verhältnismäßig geringen Zündfläche einen nur kleinen Druck ausübt. Dieser Druck steigert sich aber in Folge der fortwährenden Zunahme dieser Fläche während des Abbrennens der Ladung und erreicht schließlich den höchsten Grad. Dadurch wird erreicht, daß das Geschüß sich langsam in Bewegung setzt und erst beim Verlassen des Rohres die höchste Geschwindigkeit erlangt, was den Vortheil bietet, daß die Rohrwände nicht so ungeheuer beansprucht werden wie bei dem jetzigen System.

G. van Muyden.

Kreisräthsel.

Die am Kreise befindlichen, durch Buchstaben benannten Punkte sollen so verbunden werden, daß sie zwei gleichseitige Dreiecke und zwei gleichseitige Sechsecke bilden. Die Buchstaben ergeben an den Dreiecken: erstens eine alte Stadt und zweitens einen englischen Dichter, die an den

Sechsecken: erstens einen männlichen Vornamen, zweitens einen berühmten Componisten.



Auflösung folgt in Nr. 21.

Auflösung der Aufgabe aus Nr. 17.

1. Verein.
2. Alte.
3. Theesieb.
4. Erle.
5. Radel.
6. Mühle.
7. Urstamm.
8. Tantom.
9. Taube.
10. Eichbaum.
11. Rothwein.
12. Pflaume.
13. Antrieb.
14. Peise.
15. Kermel.
16. Möhre.
17. Arbeit.
18. Manna.
19. Kalhaut.

Vater. Mutter. Papa. Mama.
Tateleben. Memmeleben.

Welt-Telephon.

Frau H. v. S. in R. Um die Gansgrillen (Geimchen) zu vertilgen, nimmt man 2 Theile Borax, 1 Theil Mehl und 1 Theil Jucker, pulverisirt diese Substanzen und vermischt sie sorgfältig zu einem gleichartigen Pulver, welches man auf viereckigen Stücken Papier an die Orte legt, wo die Insekten gut dazu kommen können.

Herrn O. A. in D. Die Inschrift an dem am 9. Juli 1872 auf der Burg Rastau enthaltene Steindenkmale (Schr. vom und zum Stein) lautet:

„Des Guten Grund-Stein,
Dem Unrecht ein Gd-Stein,
Der Deutschen Edelstein.“

Hrl. A. in D. Monatsheimpoesie! Dichten Sie nur beim Vollmondschimmer? Wir würden Ihnen mehr zum abnehmenden letzten Viertel rathe.

Herrn S. D. in R. Der Ausspruch: Nul n'aura de l'esprit, hors nous et nos amis! (Keiner soll Geist haben als wir und unsere Freunde!) ist aus Molleres „les femmes savantes.“

Hr. S. L. Ist nicht zu verwenden.

M. v. R. Lassen Sie uns die näheren Mittheilungen zugehen. —

Abdruck verboten. — Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Verlag des Universum (E. Frieze) in Dresden. — Verantwortl. Redakteur: Jesko von Puttkamer in Dresden.
Druck von Neßger & Wittig in Leipzig.